

Friedrich Leopold, Graf zu Stolberg

Jacobs, Eduard

Leipzig, 1902

urn:nbn:de:hbz:6:1-320738



Herausgegeben vom Vorstand des Ev. Bundes.

201/2.
[XVII. Reihe, 9/10.]

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

Von

Dr. Ed. Jacobs,
Archivrat in Wernigerode a. Harz.

Leipzig 1902.
Verlag der Buchhandlung des Evang. Bundes von C. Braun.

Preis 40 Pf.

Die Redaktion überläßt die Verantwortung für alle mit Namen erscheinenden Schriften den Herren Verfassern.

Die Flugschriften des Evangelischen Bundes erscheinen in Heften; 12 Flugschriften bilden eine Reihe. Man abonniert auf die Reihe von 12 Flugschriften zum Pränumerationspreise von 2 Mark in jeder Buchhandlung oder direkt beim Verleger. Jede Flugschrift wird **einzeln** zu dem auf dem Umschlage angegebenen Preise verkauft. An Vereine und einzelne, welche die Hefte in größerer Zahl verbreiten wollen, liefert die Verlagshandlung bei Bestellung von mindestens 50 Exempl. dieselben **zu einem um ein Viertel ermäßigten Preise.**

Verzeichnis
der
Flugschriften des Evangelischen Bundes.

IV. Reihe (Heft 37—48). 37. (1) Unser gemeinsamer Glaubensgrund im Kampf gegen Rom. Vortrag von Geh. Kirchenrat Prof. D. Lipsius. 20 Pfg. *38. (2) Gegen römisch-katholische Wiedertaufe. Von Prof. D. Witte. 15 Pfg. 39. (3) Der sittliche Charakter der Jesuiten, eine notwendige Folge ihrer ersten Erziehung. Von Dr. A. Kraus. 20 Pfg. 40. (4) Offener Brief an die römisch-katholischen Bischöfe und Erzbischöfe im deutschen Reich, — eine evangelische Antwort auf den Fuldaer Hirtenbrief — vom 20. Aug. 1889. (Der Hirtenbrief ist im Abdruck vorausgeschickt.) 40 Pfg. *41. (5) Römische Bruderliebe. Eine Geschichte aus der Reformationszeit. Den Quellen nacherzählt von Pfarrer G. Gutbrod. 20 Pfg. *42/43. (6/7) Die Segnungen des Protestantismus für Volk und Vaterland von Pastor Heyn. 40 Pfg. 44. (8) Das Martyrium Philipps des Großmütigen in seiner belgischen Haft. Von Dir. Prof. Dr. Schädel. 20 Pfg. 45. (9) Die Entstehung des Papsttums. Von Prof. D. C. Mirbt. 40 Pfg. 46. (10) Die Organisation der evang. Gemeinde. Von D. E. Sulze. Die Pflichten des Evang. Bundes in Sachen der evangel. Mission. Von D. G. Warneck. 35 Pfg. 47. (11) Reformation und sociale Frage. Von Pfarrer Lic. Weber. 20 Pfg. 48. (12) Was hat das evang. Schwaben dem Gesamt-Protestantismus zu bieten und was von ihm zu empfangen? Von Prof. D. Fr. Nippold. 25 Pfg.

V. Reihe (Heft 49—60). 49. (1) „Mein Reich ist nicht von dieser Welt". Festpredigt bei der IV. Generalversammlung in Stuttgart von Prof. D. Haupt. Generalbericht des Schriftführers Konsistorialrat D. Leuschner. 30 Pf. 50. (2) Reformation und sociale Frage. Von Prof. D. W. Beyschlag. 25 Pf. 51. (3) Ultramontanismus und Patriotismus. Eine zeitgemäße Betrachtung von Dr. C. Fey. 20 Pf. 52. (4) Luther in der Politik. Von Pfarrer Th. Fr. Mayer. 20 Pf. 53. (5) Zwei kirchengeschichtliche Gedenktage. Der 18. April 1521 und der 18. Juli 1870 (ein deutscher Mönch vor Kaiser und Reich und deutsche Bischöfe vor Papst und Jesuiten). Von Pfarrer Fr. Gieseke. 20 Pf. 54. (6) „Hier steh' ich —" „Ich kann auch anders". Aus dem Leben eines röm.-kath Bischofs. Von Dr. R. Krone. 20 Pf. 55. (7) Die unserer Kirche gebührende Stellung im öffentlichen Leben. Vortrag auf der ersten Hauptversammlung der Provinz Sachsen. Von Konf.-Rat D. Leuschner. 20 Pf. 56. (8) Röm.-kath. und evang. Kirchenbegriff. Von einem Konvertiten. 10 Pf. 57. (9) „Wisset ihr nicht, wes Geistes Kinder ihr seid?" Von Pfarrer Schmitthenner. 10 Pf. 58. (10) Welcher Segen erwächst dem Einzelnen aus dem Anschluß an die Gemeinschaft? Vortrag von Konf.-Rat D. Goebel. Generalbericht, vorgetragen bei der V. Generalversammlung in Kassel von Konf.-Rat D. Leuschner, sowie die auf dieser Versammlung angenommenen Resolutionen. 30 Pf. 59. (11) Eröffnungsansprache bei der V. Generalversammlung zu Kassel von Graf Wintzingerode-Bodenstein. 15 Pf. 60. (12) Eröffnungspredigt bei der V. Generalversammlung in der Martinskirche zu Kassel. Von Pfarrer Jatho. Schlußpredigt ebendaselbst. Von Pfarrer Hans. 25 Pf.

VI. Reihe (Heft 61—72). 61. (1) Das Verhalten der römischen und der evangelischen Kirche zum Staat. Von Prof. D. Kawerau. 25 Pf. *62. (2) Wie hat sich die protestantische Charakterfestigkeit gerade in unseren Tagen zu bewähren? Von Prof. D. Haupt. 25 Pf. 63. (3) Paskals Kampf wider die Jesuiten. Von Pfarrer Lic. F. O. zur Linden. 25 Pf. 64. (4) Redemptoristen und Jesuiten. Von Dr. R. Weitbrecht. 15 Pf. 65/66. (5/6) Angriff und Abwehr. I. Von Dr. R. Weitbrecht. 30 Pf. *67. (7) Bernhard Duhr S. J. und die Lehre der Jesuiten vom Tyrannenmord. Von Dr. R. Krebs. 20 Pf. 68. (8) Parität — Imparität. Eine staatsrechtliche Betrachtung von Oberlandesgerichtsrat R. Drache. 25 Pf. 69/70. (9/10) Angriff und Abwehr. II. Ein erwünschter Anlaß. Von Dr. R. Weitbrecht. 30 Pf. 71/72. (11/12) Das Papsttum im Lichte des ersten Gebotes. I. Von Fr. Herrmann. 40 Pf.

VII. Reihe (Heft 73—84). 73. (1) Ueber die heutigen Aufgaben des Evang. Bundes. Rede auf der V. badischen Landes-Versammlung des Evang. Bundes zu Mannheim am 23. Okt. 1892, gehalten von Geh. Hofrat Prof. D. Dr. A. Merx. 15 Pf. *74. (2) Wider den Priester Stöck und die Jesuiten. Gedanken über die gerichtliche Verhandlung vor der Strafkammer in Trier gegen den katholischen Priester Stöck wegen Entführung eines evangelischen Kindes. 2. Aufl. 20 Pf. 75/76. (3/4) Der Anteil der Jesuiten an der preußischen Königskrone von 1701. Zweite vermehrte Ausgabe. Von Dr. C. Fey. 40 Pf. 77. (5) Die echte und die falsche Jungfrau von Orléans. Von Ch. Thomassin. 25 Pf. *78/80. (6/8) Das Papsttum im Lichte des ersten Gebotes. II. Von Fr. Herrmann.

NB. Die mit * versehenen Nummern sind vergriffen.

(Fortsetzung auf der dritten Umschlagseite.

Friedrich Leopold, Graf zu Stolberg.

Von Dr. Ed. Jacobs, Archivrat in Wernigerode a/H.

Friedrich Leopold, Graf zu Stolberg, am 7. November 1750 zu Bramstedt im Holsteinschen geboren, entstammt der Linie des Hauses, deren Sondername von der berg- und waldumkränzten Stadt im Südharze entlehnt ist. Aber den väterlichen Ueberlieferungen nach war er weniger ein Sohn jenes seit 1645 abgeteilten jüngeren Zweiges, mit welchem längere Zeit des sehr unregelmäßig gezahlten Leibgedinges wegen Mißverhältnisse obwalteten, als der älteren, die nach ihrem Hauptsitze am Nordharz die wernigerödische genannt wird. Sein am 9. Juli 1714 in Stolberg geborener Vater Christian Günther, der vorletzte Mannssproß der kinderreichen Ehe des Grafen Christoph Friedrich und der Henriette Katharine, Freiin von Bibra und Modlau, steht schon seit frühen Jahren ganz unter wernigerödischem Einfluß. Im Jahre 1731 wird er bereits samt seinem Bruder Karl Georg Ludwig am Hofe Graf Christian Ernsts, als des Vormunds, auf Schloß Wernigerode erzogen, wo damals der Pietismus Speners, Franckes und Buddes in reinster, schönster Blüte stand, während der in Stolberg waltende Vetter sich von seinem Kammerdirektor Bonorden, einer Art Majordomus, von der Durchführung der gleichen Bestrebungen zurückhalten ließ. Von Wernigerode folgte Graf Günther dem wernigerödischen Erbgrafen Henrich Ernst auf die Universität Halle, und sie machten dort und darnach zu Göttingen ihre gemeinsamen Studien unter Leitung des Christian Adam Jäger v. Jägersberg, des Hofmeisters Graf Henrich Ernsts. Die im innigsten Freundschaftsverhältnis zueinander stehenden Vettern waren durchaus Kinder eines Geistes.

Der innere und äußere Verkehr mit Wernigerode bestand aber nicht nur bis an Graf Günthers Ende, sondern auch darüber hinaus fort, hörte auch bei der nächsten Generation nicht auf. Da Christian Ernst, Günthers Vormund, durch

seine Mutter Christine, geborene Herzogin von Mecklenburg-Güstrow, König Christians VI. von Dänemark Geschwisterkind war und der König seinem deutschen Vetter das unbedingteste Vertrauen schenkte, so gelangte durch den letzteren eine ganze Reihe seiner Vettern und Gesinnungsgenossen in dänische Dienste. So finden wir denn auch bereits den fünfundzwanzigjährigen Grafen Günther als Hauptmann der Leibwache zu Fuß in königlich dänischer Bestallung. Da dieser jedoch, zumal der teure Aufenthalt in der Hauptstadt bei den knappen Verhältnissen des Grafen beschwerlich war, sich aus der militärischen Stellung heraus sehnte, so suchte Graf Christian Ernst ihm zu einer bürgerlichen Anstellung zu verhelfen. Schon 1741 hoffte Günther das erledigte Amt Itzehoe bekommen zu können; sein treuer Vormund suchte auch für ihn eine Präbende bei einem holsteinschen Hochstift.

Aber auch auf einem anderen Wege suchte ihm der sorgliche wernigerödische Vetter zu seinem Lebensglück behilflich zu sein. Seine Tochter Ferdinande Adriane war mit dem Grafen Ludwig Friedrich von Castell-Rehweiler verlobt; am 10. Dezember 1744 fand die Hochzeit statt. Da nun dadurch ein enger Freundschaftsbund zwischen den Häusern Castell und Stolberg-Wernigerode geschlossen wurde, so richtete Graf Günther sein Auge auf Christiane (Charlotte Friederike), älteste Tochter Friederike Eleonores von Castell-Remmlingen. Deren Gemahl Karl Friedrich Gottlieb war im Mai 1743 verstorben und sie hatte von ihrer Mutter, einer geborenen Gräfin von Rantzau, deren transalbingische Güter geerbt. Graf Christian Ernst machte nun bei der Witwe für sein ehemaliges Mündel mit aller Treue den Brautwerber. Die sorgsame Mutter meinte nicht nur, die jungen Leute müßten sich erst näher kennen lernen, sie wünschte auch, daß der Bräutigam erst die nötigen Mittel gewinne, um ihre Tochter in standesgemäßer Weise unterhalten zu können. Deshalb richtete Graf Christian Ernst eine Bitte an den dänischen König, daß er den Militärdienst seines jungen Vetters in einen einträglicheren Civildienst verwandle. Diesem Wunsche entsprach der König sofort, und schon am 14. Dezember 1744 konnte der Graf der Castellschen Witwe melden, König Christian VI. habe seinem Vetter das Amt Segeberg allergnädigst konferiert; er will sich auch bemühen, daß der Monarch demselben weitere ‚reelle Gnade‘ widerfahren lasse. Da konnte denn Graf Günther am 23. Dezember hochbeglückt aus Hamburg nach Wernigerode

schreiben, heute solle sein Verlöbnis sein: ‚Gott hat in dieser seligen Führung Euer Gnaden zum Werkzeuge gebrauchet.“ Er versichert ihn des innigsten Dankgefühls für die ihm erwiesene unzählige Liebe und väterliche Treue und Wohlthaten, die er ihm so gern vergelten möchte. „Gott segne Euer Gnaden auch hievor in Christo Jesu überschwenglich; dieses aprecire Euer Gnaden zeitlebens“ — so strömt der Glückliche sein Dankgefühl gegen das würdige Familienhaupt des Gesamthauses Stolberg aus.

Aber mit der Verlobung hörte Graf Christian Ernsts thätige Hilfe für seinen Vetter keineswegs auf. Schon bei der Ehestiftung bedurfte dieser sehr des Rats seines erfahrenen ehemaligen Vormunds, da seitens seiner Brüder, besonders des jüngsten, Graf Karl, Schwierigkeiten gemacht wurden. Dann galt es, ihm zu einer Wohnung zu verhelfen. Auf seine Bitte wandte Graf Christian Ernst sich abermals an den König, der dann auch bei der Erwerbung eines auf etwa 2000 Thaler angeschlagenen Hauses in Bramstedt behilflich war. Viel dorniger, aber auch weit dringender nötig war das thatkräftige Bemühen des stolbergischen Seniors den Vettern in Stolberg gegenüber, die bei den ganz zerrütteten wirtschaftlichen Verhältnissen dem Grafen Günther sein Leibgeding sehr unregelmäßig auszahlten. Einmal über das andere geriet dieser dadurch in die peinlichste Verlegenheit und richtete seine dringlichsten Bitten um Hilfe nach Wernigerode, weil es ihn vor allen Dingen kümmerte, seinen ehrlichen Namen gefährdet zu sehen.

Nicht weniger wurde Graf Günther von Wernigerode aus in geistlichen und kirchlichen Fragen beraten, so bei der Besetzung von Pfarrstellen. Diese auf die Ausbreitung des Reiches Christi abzielende Seite seiner Amtspflichten lag ihm ganz besonders am Herzen.

War auch dem hochadligen Gebrauch gemäß die übliche Anrede ‚Herr Vetter‘, so zeichnete Günther sich doch gewöhnlich ‚mit kindlicher Veneration‘ wohl als ‚Sohn und Diener‘, und die in geistlicher Beziehung hervorragende Gemahlin Christian Ernsts, die Gräfin Sophie Charlotte, wurde mit besonderer Verehrung als teuerste Mama oder Mutter angeredet. Sie hat auf ihn von früher Jugend an einen tiefen und nachhaltigen Einfluß geübt. Als sie einmal schwer erkrankte, schrieb er tiefbewegt an ihren Gemahl: ‚Ich flehe nebst meiner Familie Gott inbrünstig an, daß er uns diese teuerste

Mutter, wenn es sein heiligster Wille ist, noch in Gnaden erhalten wolle. Ich kann Euer Gnaden nicht beschreiben, wie sehr mein Herz darüber gerührt ist. Wie oft hat sie Gott zum Werkzeug an meiner Seele zu arbeiten gebrauchet und wie oft bin ich durch ihren evangelischen Zuspruch gereizet und erquicket worden; der Heiland erquicke Hochdieselbe in Gnaden dafür in Zeit und Ewigkeit'!

Als Graf Günther dies am 27. November 1762 aus Kopenhagen schrieb, war er das glückliche Haupt eines reich gesegneten Hauses. Seine Gemahlin Christiane, die ihm am 26. Mai 1745 angetraut war,[1]) hatte einen sehr zarten Körperbau. Ihre Mutter unterläßt es nicht, vor der Verlobung den Grafen Christian Ernst, als Brautwerber, auf die ,schwächlichen Umstände ihrer Tochter' aufmerksam zu machen. (Breitenburg, den 26. Oktober 1744.) Bei diesem zarten Wesen hatte sie aber einen beweglichen, dabei frohen, kräftigen Geist, war voll Geist und Witz, insbesondere kindlich fromm und als treue evangelische Christin mit ihrem Gemahl eines Sinnes, daher ihre Ehe eine sehr glückliche war. Zwischen 1747 und 1762 schenkte sie dem Grafen Günther zwölf Kinder und schrieb wohl einmal an den Grafen Christian Ernst, den sie ebenso verehrte, wie ihr Gemahl, ob sie nicht als gesegnete Kindermutter würdig sei, eine Gräfin von Stolberg zu heißen. Gerade im wernigerödischen Hause war von Graf Christian Ernsts Mutter her, die in 23 Jahren 24 Kinder geboren hatte, der Kindersegen vorbildlich geworden.

Als dritter Sproß wurde nun am 7. November 1750 dem Grafen Günther ein Sohn geboren, der noch an demselben Tage in der heiligen Taufe die Namen Friedrich Leopold erhielt. Letzteren Namen finden wir wohl in der Familie als Rufnamen gebraucht, doch wurde der erstere im Freundesverkehr durchaus der übliche, meist in der verkürzten Koseform Fritz. Daß die Eltern bei diesem Sohne, der von Gott erbeten und zu seinem Preise geboren war, den verehrten, väterlich sorgenden Vetter in Wernigerode zum Taufzeugen baten und ihm denselben mit ans Herz legten, entsprach den innigen Beziehungen, die zwischen Bramstedt und Wernigerode obwalteten. (Vergl. des Vaters Schreiben nach Wernigerode. Bramstedt, 9. November 1750.)

---

[1]) Nicht im Jahre 1744, wie noch Janssen, Friedr. Leop. Gr. zu Stolb. 1750—1800 S. 1 angiebt.

Nachdem F. L. die früheste Kindheit bis ins sechste Lebensjahr im Holsteinschen auf dem Lande verlebt hatte, trat für das Haus im Jahre 1756 eine bedeutsame Veränderung ein, indem der bisherige Amtmann von Segeberg zum Hofmarschall der frommen Königin-Witwe von Dänemark Sophie Magdalene befördert wurde. Wohl kann es nicht wunder nehmen, daß ein so gut empfohlener Mann wie Graf Günther zu einer solchen Vertrauensstellung bei der Königin gelangte, die ohnehin als geborene Markgräfin von Brandenburg-Bayreuth gleich seiner Castellschen Gemahlin eine Tochter des Frankenlandes und mit dem Hause Castell entfernt verschwägert war. Gleichwohl bat Graf Günther auch seinen Vetter in Wernigerode um Empfehlung bei der Königin, mit der dieser bis an ihren Tod einen vertrauten Briefwechsel unterhielt (Bramstedt, 17. Juni 1756).

Hatte sich der einstige Gardehauptmann eine Stellung auf dem Lande gewünscht, so begrüßte er zwölf Jahre später als glücklicher Vater sein neues ehrenvolles Hofamt teilweise eben deshalb, weil es ihn meist an die Hauptstadt Kopenhagen fesselte; denn dort konnte die Ausbildung seiner heranwachsenden Kinder weit leichter gefördert werden, als in der ländlichen Zurückgezogenheit. Freilich drückte ihn seine Schuldennot noch öfter aufs empfindlichste. Den Kindern blieben aber diese Nöte verborgen. Zwar sehr einfach, aber auch sehr glücklich und ungetrübt floß ihre Jugend dahin. Auch als der Vater seinen Hofdienst angetreten hatte, wohnte die Familie meist in ländlicher Zurückgezogenheit auf dem Gute Rungstedt oder Rondstedt unfern des Sundes. Die Nähe des Meers, der liebliche Wald, See und Hügel zogen das kindliche Gemüt mächtig an. Der Winter wurde in Kopenhagen verlebt und dieser Aufenthalt war wieder für die Entwickelung der Kinder von großer Bedeutung; in dem höchsten Kreise herrschte das Deutsche noch entschieden vor: ein J. A. Cramer und Klopstock waren Hausfreunde und besonders der Einfluß des Messiassängers war groß in der Familie.

Ein tief einschneidendes Ereignis war der am 22. Juni 1765 infolge eines Schlaganfalls plötzlich erfolgte Tod des Vaters. Unerschütterliche Gottesfurcht und unbestechlicher Wahrheitssinn kennzeichneten sein Wesen: Nichts ist schön, als das Wahre; das Wahre allein ist liebenswürdig. Ich liebe Gott und habe keine Furcht, das waren nach seiner Tochter Katharina Aufzeichnungen Graf Günthers Grundsätze. Als

Amtmann offenbarte er sein menschliches Mitgefühl durch Verbesserung des Zustands der Bauern auf den Gütern des Königs.

An die Stelle des ernsten in sich gekehrten Vaters trat nun als Familienhaupt die äußerst lebhafte natürlich-witzige Mutter. Zwar blieb auch für sie und die Ihrigen die heilige Schrift der Mittelpunkt ihres Lebens und Forschens, aber es wurde doch daneben im Hause nun eine ungemein ausgedehnte und mannigfaltige Lektüre getrieben, doch lag auch hier der Schwerpunkt auf der religiös-geistlichen Nahrung. Man suchte das Gute, wo man es finden konnte, mochten es Luthers Schriften oder die des Kirchenvaters Augustin, des römischen Katholiken Fenelon, des Hugenotten Saurin, Bunyans Pilgerreise oder Youngs Nachtgedanken sein.

Doch auch das weltliche deutsche Schrifttum, das damals im Morgenrot eines nahen hellen Tages stand, fand eifrige Beachtung. Klopstock war hier tonangebend, aber auch durch Gleims Kriegslieder ließ man sein preußisch-deutsches Vaterlandsgefühl anfeuern; daneben wurden auch die gleichzeitige Fabeldichtung und Geßners Idyllen mit Wärme aufgenommen.

Nachdem fünf Jahre ihres Witwenstandes verflossen waren, kam für die Gräfin Christiane die Zeit, daß sie ihre beiden ältesten Söhne zur Hochschule entlassen mußte. Es war ganz natürlich, daß sie nicht nur mit diesen selbst, ‚ihren vertrauten Freunden‘, wie sie sie nennt, sondern auch mit ihrem und ihres seligen Gemahls treuem vertrauten Wohlthäter und Vetter wegen dieser wichtigen Angelegenheit zu Rate ging. Hatte sie doch auch nach Graf Günthers Ableben den Briefwechsel mit Wernigerode lebhaft fortgesetzt. So ist es denn nicht zu verwundern, daß die Wahl auf Halle fiel, die älteste akademische Pflanzstätte des in der evangelischen Kirche neu geweckten Lebens. Graf Christian Ernst wünscht der Gräfin Christiane Glück, ‚daß Gott sie diesen periodum erleben lasse, der zu der Söhne beständigem Wohl das Fundament sei.‘ Obwohl die Söhne die Rechte studierten, gab er ihnen doch Empfehlungen an den Theologen Knapp mit.

So bezogen denn die reich begabten Jünglinge zu Michaelis d. J. 1770 das berühmte Saalathen, geleitet von ihrem zu Kloster Berge und im hallischen Pädagogium vorgebildeten treuen Hofmeister Clauswitz. Treu und fleißig wurde gelernt, obwohl die Universität, die damals keineswegs auf der Höhe ihres Ruhmes stand, den geistbegabten auf Kunst und Dich-

tung gerichteten Jünglingen nicht genügte. Graf Christian Ernst, der seine jungen Vettern schon im Herbst 1770 durch seinen Hofrat Blum in Halle hatte besuchen lassen, lud sie in väterlicher Liebe ein, ihm in den nächsten Ferien in Wernigerode ihren Besuch zu machen. Mit Freuden gingen die Brüder darauf ein. Friedrich Leopold antwortete, er könne kaum die Zeit erwarten, da er das Glück haben werde, dem würdigen Aeltesten des Hauses seine unterthänigste Aufwartung zu machen. Am 29. und 30. Dezember richten die jungen Grafen ihre Neujahrsgrüße nach Wernigerode. Der jüngere Bruder bittet den verehrten Greis, den ‚Ruhm unseres Hauses‘, er solle seine Glückwünsche nicht zu den gewohnheitsmäßigen rechnen, sie kämen ihm vom Herzen. Nachdem den gräflichen Studenten mittlerweile durch wernigerödische Freundschaftsbeziehungen verschiedene Häuser und Familien zugänglich gemacht waren, traten erstere im Frühjahr 1771 ihre Reise nach Wernigerode an. Kurz vorher, am 10. April, schrieb Friedrich Leopold: Je näher die Zeit kommt, wo ich das lang gehoffte Glück genießen soll, desto mehr nimmt meine Ungeduld zu. Umgehend schrieb der ehrwürdige achzigjährige Greis zurück, er freue sich darauf, seine lieben jungen Vettern nun bald umarmen zu können.

Sonntag, den 21. April 1771 kamen Graf Günthers Söhne mit ihrem Hofmeister unter der Kirche auf dem alten nordharzischen Schlosse an. Erst tags vorher war der Erbgraf Henrich Ernst, der in Halberstadt die Würde eines Domherrn bekleidete, von dort herzugereist. Der würdige Senior gewann die frischen, frommen und freien Jünglinge sehr lieb und wünschte alsbald der Mutter schriftlich Glück zu solchen Söhnen. Den nach Stolberg weiter reisenden aber schrieb er dorthin: Die Freude, mit ihnen bekannt geworden zu sein, habe sein Herz völlig eingenommen. Auch in Clauswitz fand er den würdigen Mann, als welchen die Mutter ihm denselben gekennzeichnet hatte. Während sie in Wernigerode waren, hatte man ihnen alle möglichen Anregungen geboten. Voll innigen Dankes schreibt Friedrich Leopold schon am 30. April an den ‚Onkel‘: ‚Wie sehr wünschte ich Euer Gnaden einen Teil der Empfindungen zu beschreiben, davon mein Herz so voll ist, Ihnen sagen zu können, wie groß meine Freude gewesen, Euer Gnaden mündlich meines Respekts versichert zu haben und wie sehr ich beschämt bin für die Gnade, welche Sie mir während meines so angenehmen Aufenthalts in Wernigerode bewiesen.

Die Wernigeröder Reise ist ein merkwürdiger Denkstein im Lebensgange Friedrich Leopolds. Auf dem nordharzischen Schlosse war er in einen Kreis glaubens- und daher wahrhaft lebensfroher Familienglieder getreten, mit denen er sich in den wichtigsten Lebensfragen eins wußte. Wir finden nicht, daß er irgend etwas vermißt hätte, um mit ihnen ein Herz und eine Seele zu sein. Und doch war es eins, freilich etwas, was nicht den innersten Kern des Menschenwesens traf, was er hier wohl hätte vermissen können, wenn diese Seite in ihm schon weiter entwickelt gewesen wäre: Wernigerode stand nämlich voll und ganz im Zeichen jener evangelischen Innerlichkeit, wie sie dem Vater des Dichters auch zu eigen gewesen war. Aber wie sehr die als Pietisten bezeichneten Vertreter dieses Glaubenslebens das eine was not thut erfaßten, das Kreatürliche, der Sinn für die Schönheit und Mannigfaltigkeit der äußeren Schöpfung kam bei ihnen nicht ganz zu seinem Recht.

Diesen in des Jünglings Brust leise aufkeimenden Sinn für das Schöne in Kunst und Dichtung frei und reich zu entfalten war Zweck und Bedeutung der nun folgenden Lebens- und Studienjahre. Dazu bot nun der Göttinger Aufenthalt vom Oktober 1771 bis zum 12. September 1773 die günstigste Gelegenheit. Nicht nur adlige Genossen traf er hier an, sondern junge und jugendfrische Dichter: Hölty, Miller, Bürger, Cramer, Hahn und Voß. Am 5. Dezember 1772 führte Boie ihn und seinen Bruder Christian feierlich in den Hainbund ein. Schon in früher Jugend hat der Jüngling die heilige Leidenschaft der Dichtung an sich empfunden und sich als einen von Gott begeisterten erkannt, denn der wahre Dichter ist ihm der gottbegeisterte Seher. Dichterische Empfindung und Vorstellungskraft war ihm wohl von der warm fühlenden, für Freundschaft empfänglichen Mutter überkommen. Adel und höchste Weihe und eine heilige Schranke fand aber diese dichterische Begeisterung in dem väterlichen treu befolgten Grundsatze, daß nur das Wahre schön sei.

Im Bereich der lyrischen Dichtung reich beanlagt, sang F. L. Natur, Freiheit und Vaterland, Freundschaft und Tugend und wurde von den großen Zeitereignissen, die er erlebte, aufs tiefste bewegt. Gleich anderen hochstrebenden Geistern, besonders Dichtern, die französische Revolution in ihren Anfängen als Freiheitsmorgenrot hoffnungsvoll begrüßend und wider die Tyrannei der Könige eifernd, kehrt er doch später den Spieß um und eifert, von ihren Greueln erschreckt, nun

vielmehr wider die ‚Westhunnen‘. Den Ausdruck ‚Neu-Franken‘, den sein verehrter Meister Klopstock gebraucht, vermeidet er — bezeichnend genug — weil seine Mutter aus Frankenland stammt, das doch mit den Franzosen nichts zu thun hat. Seinem deutschen Vaterlandssinn thut es aber keinen Eintrag, wenn er bemüht ist, sich das Schöne anderer Völker, eines Milton, Shakespeare oder des Kelten Ossian anzueignen. Mit ganzer Hingebung treibt er den Homer, später den Plato und Aeschylos. Und obwohl er sonst eine streng wissenschaftliche Arbeit nicht liebte, warf er sich doch mit feurigem Eifer auf das Griechische, dessen Kenntnis er sich dadurch, wenn auch nicht eben auf wissenschaftlich-planmäßige Weise, sozusagen eroberte.

Nachdem sie am 12. September 1773 mit ihren feurigen Strebensgenossen in Göttingen ein feierliches Abschiedsfest begangen, kehrten die Brüder über die Elbe zurück, wo sie in Hamburg und Nachbarschaft mehr oder weniger lebhaft mit Klopstock, Claudius, Schönborn, Gerstenberg, Sturz, Hensler und Toby Mumssen verkehrten, was ein fruchtbares Geben und Nehmen bedingte. Als schon am 22. Dezember jenes Jahres die Mutter in Kopenhagen gestorben war, bewährte sichs in dem innigen ungestört fortwaltenden Verkehr, daß ihre Liebe einen festen heiligen Boden hatte.

Die Göttinger Jahre, die weniger eine eigentliche Studienzeit als eine wichtige Periode persönlicher Entwickelung und frischer Entfaltung ihres Wesens waren, führten die Brüder Stolberg in die damaligen schönwissenschaftlichen Kreise ein. Auf einer gemeinsamen Reise durch Deutschland und die Schweiz vom April 1775 bis Januar 1776 wurde diese Einführung zum Abschluß gebracht. Von Hamburg über Göttingen, Frankfurt am Main gings durch Baden und das Elsaß, in die Schweiz, wo Zürich das Hauptquartier bildete, meist durch die deutschen Kantone, endlich auch durch Savoyen. Vom Rheinfall bei Schaffhausen an bis zu dem letzteren Hochland waren es die großartigen Naturformen der Alpen mit ihren Gletschern, Seeen und Gebirgsströmen, die das dichterische Gemüt mächtig befruchteten. Aber viel bedeutsamer war das Zusammentreffen mit den Dichtern und Kritikern des damaligen litterarischen Deutschlands. Schon gegen den 10. Mai wurde in Frankfurt mit Göthe Freundschaft geschlossen, mit dem sie dann bis Anfang Juli meist zusammen waren. In Karlsruhe lernten sie den Kunstmäcen Karl Friedrich, weiterhin Schlosser, Klinger, Lenz

und Merk kennen. Besonders tiefen Eindruck machte Lavater, daneben auch Pfenninger. Man kam sogar mit Voltaire zusammen, weiter mit Miller und Schubart. Auf der Rückkehr wurde auch Weimar und hier nicht nur Göthe, sondern auch Wieland aufgesucht, mit dem man sich versöhnte. In Weimar gefiel man sich so gut, daß es nahe daran war, daß Friedrich Leopold die Stelle eines weimarschen Kammerherrn angenommen hätte. Durch Vermittelung des treuen Beraters der gräflichen Familie, Klopstock, geschah es aber, daß F. L. sich veranlaßt fühlte, einer solchen Berufung auszuweichen. Gewiß wäre für einen Geist, wie er es war, Weimar nicht der rechte Ort gewesen. Wenn man aber wohl gemeint hat, ein Aufenthalt an jenem Musensitze hätte ihn aus seiner Bahn heraus und in die Kreise des großen Olympiers Göthe ziehen müssen, so erachten wir eine solche Annahme kaum für begründet. Denn mit wie großer Empfänglichkeit der junge Graf auch das Schöne und Gute von allen Seiten und von verschiedenen Geistern in sich aufnahm, so war er doch in seinem ethisch-religiösen Mittelpunkt zu fest gegründet, um sich diesen auch von den begabtesten Meistern verrücken zu lassen. Gerade die Schweizerreise kann dafür als Beweis dienen. Die Empfänglichkeit für alles Große und Gute, was Natur und hohe Dichter- und Geistesfürsten ihm boten, trennten ihn durchaus nicht von dem Stern und Kern seines Glaubens und Liebens. Wir ersehen das aus seinem Urteil über die damaligen Predigten Lavaters, ‚der ohne durch eine Phrase den geringsten Anspruch auf Beredtsamkeit verratend gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten predigt; er predigt mit einfältigen Worten, wie jene Lehrer der Menschheit, welche zu Tausenden durch eine Predigt der Lehre Jesu zuwandten, mit dem Ergusse des Herzens, der Innigkeit, dem sich mitteilenden Gefühle, dem ein Herz nur vorsätzlich widerstehen kann. Seine Zunge ist ein Schwert gegen das Laster, aber sanft gegen den Fehlenden, sanft für jede Meinung in der christlichen Religion, welche nicht aus Kälte, nicht aus dem verborgenen Groll gegen das Christentum stammt. Aber wenn er redet von den Lehren jener Schriftgelehrten, welche, wie übertünchte Gräber, mit gleißender Tugend sich schmücken, und dahinten lassen das fürnehmste vom Gesetz, die Liebe zu Gott und den Gehorsam des Glaubens, welche viel schwatzen von Menschenliebe und nicht wissen, woher Menschenliebe ihre Kraft nehmen könne und allein müsse, welche sich Löcher graben, da kein Wasser ist und verlassen die

lebendige Quelle des Heils, welche die Stirn haben sich Christen zu nennen und im Herzen zweifeln an der ersten Wahrheit der Religion, der Genugthuung Jesu Christi! Denen waffnet sich seine Rede mit der Kraft einer Lehre, die vom Himmel stammt; er zerstört die luftigen Systeme dieser Halbchristen und ruft das Feuer vom Himmel auf die Altäre des Unglaubens und betet für die Ungläubigen'! (Deutsches Museum v. J. 1776, S. 47.)

In dieser genialen, durchaus zutreffenden Beurteilung Lavaters erscheint zur Zeit des heißesten Siedepunktes in seinem jugendlichen Leben und der mächtigsten Anregung durch die Geister der Geniezeit der 25jährige Dichterjüngling, von seiner besonderen dichterischen Begabung abgesehen, durchaus als der echte Sohn seines evangelisch-pietistischen Vaterhauses. Er nimmt hier denselben christlich-evangelischen Standpunkt ein, den er bis an sein Lebensende bewahrte. Daß er damit bei seinen rationalistischen Zeitgenossen hart anstieß, ist nicht zu verwundern. (C. F. A. Schott, Voß und Stolberg oder der Kampf des Zeitalters zwischen Licht und Verdunkelung, Stuttgart 1820, S. 147ff.)

Von seiner Reise zurückgekehrt sah St. sich bei den beschränkten Mitteln der Familie genötigt, 1776 in Dienst zu treten, zunächst als dänischer Kammerjunker, ein Jahr darauf als fürstbischöflich oldenburgischer Oberschenk und Gesandter in Kopenhagen. So oft er nur konnte, rettete er sich aus dem Dunst der Stadt in die ländliche Stille oder zum Verkehr mit Freunden und Verwandten, besonders auch mit Dichtern und Denkern wie Klopstock, Schönborn, Claudius, Sturz. In den Jahren 1780 und 1782 wirkten verschiedene Ereignisse tief auf ihn ein, so der Tod seines Bruders Magnus im Duell, der Sturz des Ministers A. P. Bernstorff und das Dahinscheiden von dessen Gemahlin Henriette, Stolbergs ältester Schwester.

Noch hatte der letzte Schlag das tief empfindende Gemüt nicht getroffen, als dasselbe durch eine persönliche Fügung so hoch beglückt wurde, wie es auf Erden nur gedacht werden mag. Schon zur Zeit der Schweizer Geniereise hatte St. eine zarte Neigung gehegt, die aber durch das ablehnende Verhalten der Geliebten nicht zum Ziel gelangte. Nun aber erblühte ihm in der Liebe einer mit allen Vorzügen des Körpers, Geistes und Gemüts begnadeten Jungfrau, der neunzehnjährigen Agnes von Witzleben, ein solcher Liebesfrühling, wie ihn sein dichterisches Empfinden nicht reicher und voller aus-

malen konnte. Anfang November 1781 mit ihr verlobt, schloß er am 11. Juni des nächsten Jahres auf Schloß Eutin mit ihr den Ehebund. Hoch beglückt durch das Geschenk eines im Juli 1783 geborenen ersten Sohnes nannte er denselben Christian Ernst, also mit den Namen des von ihm hochverehrten, im Jahre 1771 verstorbenen frommen Familienältesten von Stolberg-Wernigerode. Noch einen Sohn und zwei Töchter schenkte Agnes ihrem Gatten, dessen Glück sie auch dadurch zu erhöhen verstand, daß sie durch engelsgleiche Milde den Frieden zwischen den in wichtigen Fragen oft auseinandergehenden Männern, die alle in ihrem Preise übereinkamen, herzustellen verstand. Nicht lange nach der Geburt ihrer Tochter Henriette verstarb sie, 27 Jahre alt. Es ist begreiflich, daß gerade in der glücklichen Zeit des Ehebundes mit Agnes der Strom seiner lyrischen Dichtung reich floß. Auch mit den Griechen, besonders Plato und Aeschylos, beschäftigte er sich damals lebhaft.

Als St., von dem am 15. Nov. 1788 nach kurzer Krankheit erfolgten Tode seiner Gattin aufs tiefste getroffen, bei seinem Bruder in Tremsbüttel und bei den Reventlows in Altona Trost gesucht hatte, wurde er durch eine amtliche Aufgabe in Anspruch genommen: er begab sich im Jahre 1789 als königlich dänischer Gesandter nach Berlin. Hier lernte er die im 24. Lebensjahre stehende Gräfin Sophie von Redern kennen, mit der er sich noch während des Trauerjahres verlobte. Sie stand ihm als ein durch ernsten Sinn und tiefe Frömmigkeit seiner würdiges Gemahl bis an sein Ende treu zur Seite. Am 15. Februar 1790 zu Berlin mit ihm ehelich verbunden schenkte sie ihm zu den vier Kindern erster Ehe noch vierzehn weitere.

Da der Aufenthalt in und bei Berlin nicht befriedigte, so nahm St. im Juni 1791 mit Freuden einen Ruf als fürstlich Lübischer Kammerpräsident in Eutin an, wobei ihm nicht nur ein bedeutendes Einkommen zufiel, sondern auch gleich nach seiner Berufung ein langer Urlaub zu einer Reise nach Italien bewilligt wurde, der sich durch Nachurlaub weit über ein Jahr erstreckte. Die Reise wurde mit seiner Gemahlin, seinem ältesten Sohne und dessen Hofmeister Nicolovius unternommen. Der Weg ging über Münster, wo St. mit einem geistlichen und adligen Kreise in Verbindung trat, der durch christlich-sittlichen Ernst, persönliche Duldsamkeit und Seelenadel eine Zierde der römischen Kirche in Deutschland war.

Vor allen anderen kommt aber hier die Fürstin Adelheid Amalie von Gallizin geborene von Schmettau in Betracht, die Tochter eines evangelischen Vaters und einer römisch-katholischen Mutter, ein Weib von ungemeinen geselligen Gaben und anmutigem Wesen. Erst eines skeptischen und materialistischen Philosophen, eines Diderot und Hemsterhuys Schülerin, drang sie nach und nach zu einem praktischen Christentum durch und fesselte durch ihren Geist, ihre Anmut, auch ihr Wohlthun, Geister von den verschiedensten Richtungen. Göthe redet gelegentlich von ihr als von einer herrlichen Seele, die ihn und seinen Kreis zu mancherlei Gutem geweckt und gestärkt habe. Da nun diese die Eutiner Gäste bei sich aufnahm, so wurde auch Stolberg, und mehr noch seine Gemahlin Sophie, der die geistreiche Dame als ‚engelreine Adeodata‘ erschien, von ihr und den Edlen in dem oberen Münsterschen Kreise mächtig angezogen und bezaubert. So angeregt trat St. mit den Seinigen, denen sich in Pempelfort bei Düsseldorf auch noch Jacobis zweiter Sohn Georg anschloß, die Reise nach Italien an. Auf diesem hesperischen Boden konnte er nicht nur die ihm lieben Erinnerungen an das klassische Altertum, Homer, Virgil u. a. pflegen, er fand hier auch klassische Kunstwerke aus der christlichen Zeit und von einem Volk, das bei all seinen Mängeln doch durch Kunstsinn und Kunstübung an der Spitze der abendländischen Völker stand. Auch die äußere Erscheinung der römischen Kirche mit ihrer Prachtentfaltung und ihren großartigen Bauten betrachtete er mit Staunen. Eine Zeitlang waren auch Adlige aus Münsterland, zwei Droste-Vischering, seine Reisegefährten. Erst im Januar 1793 kehrte St. nach Eutin zurück; sein Amt trat er erst anfangs März an.

Nach der Rückkehr war zwar Stolbergs Christentum im wesentlichen das alte geblieben, doch zeigte sich sein Urteil über kirchliche Personen und Dinge als ein ganz verändertes. Zwar suchte er bei seiner großen Menschenliebe und seinem nachsichtigen Wesen einen Bruch mit alten Freunden und anderen Lebensanschauungen zu vermeiden; aber einem überzeugten Christen konnte doch auf die Dauer der Rationalismus eines J. H. Voß nicht behagen. Ohnedies mußte St.s Verkehr mit neuen Freunden, der Gallizin, die 1793 ihren Gegenbesuch machte, den Brüdern Droste-Vischering, dem trefflichen Geistlichen Katerkamp, der im Frühjahr 1794 nach Eutin kam, den alten Freunden die veränderte Richtung ihres Freundes klar vor Augen führen. Im November des letzteren

Jahres waren dann Stolbergs den ganzen Monat in Münster. Auch der vielfach den neuen Ideen huldigende bischöfliche Minister, dann Generalvikar Fr. Wilh. Franz v. Fürstenberg machte großen Eindruck auf St., mehr noch der milde und gediegene Geistliche und Schulmann Bernard Overberg, Beichtvater und Gewissensrat der Fürstin Gallizin, bei der er seit 1789 wohnte.

Zu all diesen Einflüssen aus dem Münsterlande trat nun noch ein Moment, zunächst mehr politischer Art, das sich aber schließlich auf eine persönliche Beeinflussung zuspitzte, das waren die Folgen der französischen Revolution. Wir sahen bereits, daß St., nachdem er auf kürzere Zeit den freiheitlichen Bestrebungen dieser gewaltigen Bewegung zugejauchzt hatte, nach den Pariser Schreckensszenen und der Aufhebung der Rechte des Erbadels sich mit der ganzen Leidenschaft des Hasses gegen die Revolutionäre, die Westhunnen wandte und von keinem Vertrag und Frieden mit diesem Regiment etwas wissen wollte. Da sein alter Freund Voß hierin anders dachte, so kam es zu heftigen Auseinandersetzungen.

Als nun um die Mitte der neunziger Jahre flüchtige französische Adlige und Priester auch bis nach dem Holsteinschen vordrangen, fanden diese die volle Teilnahme St.s, und sonderlich war es die Marquise Pauline v. Montagu geb. v. Noailles, die sich nach Plön, dann nach Witmold bei Eutin zurückgezogen hatte, welche den Grafen zu eifrigem sammeln für die émigrés zu gewinnen wußte. Durch das Unglück gereift machte die Französin einen tiefen Eindruck auf den Grafen. Ihre Tagebuchaufzeichnungen besagen, daß Friedrich Leopold und seine Gemahlin, die seit 1797 überhaupt auf die kirchliche Richtung des ersteren von starkem Einfluß war, in der Marquise die Verkörperung des echten Katholizismus gesehen hätten und immer stärker zur römischen Kirche herübergezogen seien. Die Gräfin Sophie soll 1797 gesagt haben: „Wir sind fast katholisch; wir waren es alsbald, da wir Sie hörten und in der römisch-katholischen Religion eine reiche Quelle der Kraft und des Trostes gesehen haben." Sie war eine sehr vertraute Freundin, zweimal Patin von Kindern des Grafen und nennt ihn geradezu ihren Neophyten (Wilh. Herbst, Joh. Heinr. Voß II. 224 f.).

Wie weit gerade sie sich mit Recht rühmen konnte, F. L. von dem kirchlichen Bekenntnis seiner Eltern und Familie abgezogen zu haben, mag dahingestellt bleiben, unzweifelhaft ist es, daß

besonders weibliche Einflüsse es waren, die ihn zu dem Schritte führten. Zu der eigenen Gemahlin, der Gallizin und der Pauline v. Montagu kam noch deren Schwester Adrienne, Marquise de la Fayette. Letztere war es, die St. veranlaßte, seine Bedenken einer römisch-katholischen Instanz, dem Bischof von Boulogne zur Begutachtung vorzulegen, der er dann auch vierzehn Tage vor seinem entscheidenden Schritt diesen als nahe bevorstehend meldete (Herbst a. a. O. S. 225 ff.).

Trotzdem blieben dem Grafen, so sehr er sich in seinem Gemüt durch auswärtige Einflüsse beherrschen ließ, noch ernste Anstöße übrig: die Frage wegen der Anbetung der Heiligen und der Reliquien und der Ablaß, und er ist ehrlich genug zu bekennen, daß die ‚Prüfung' noch unerledigte Fragen übrig ließ, daß vielmehr erst eine ‚plötzliche Erleuchtung' ihn zum Ziel führte (Herbst a. a. O. S. 231). Als sein Inneres sich noch immer gegen den Abfall von der Kirchengemeinschaft, in der seine frommen Eltern Seligkeit und Frieden gefunden hatten, sträubte, versuchte die Fürstin einen mächtigen Ansturm auf sein Gemüt, indem sie kommunizierende Kinder für ihn und die Seinigen beten ließ (Allg. D. Biogr. 36, S. 363). Hiervon überwältigt that er den lange vorbereiteten Schritt und trat in der Hauskapelle der Fürstin Gallizin zu Pfingsten d. J. 1800 von Overberg geweiht mit seiner Gemahlin Sophie zur päpstlichen Kirche über.

Zuerst wurde dieser Uebertritt noch möglichst geheim gehalten und nur an die nächsten Angehörigen und Freunde Briefe geschrieben. Von Karlsbad aus reichte Stolberg, da er nicht Präsident eines lutherischen Konsistoriums bleiben konnte, sein Entlassungsgesuch ein, das am 21. August vom Herzog genehmigt wurde. Das Ereignis erregte ein gewaltiges Aufsehen: seines Freundes Jacobi Briefe an ihn selbst und an seine Gemahlin waren im aufgeregtesten Tone geschrieben; er wollte seinen abgefallenen Freund, dessen Schritt ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf, erst garnicht wiedersehen. Auch der Herzog beurteilte denselben sehr scharf. Am meisten waren die entschiedenen Rationalisten außer sich, besonders der Hofrat Voß, auch der alte Gleim. Anfangs polterte auch Klopstock; aber das dauerte nicht lange: Schon sechs Monate nach dem Uebertritte schreibt er an Gleim: Unser Stolberg hat bei seinem großen Irrtum ebensoviel Größe des Herzens durch seine Aufopferung gezeigt für das, was ihm jetzo Religion ist (27. Dez. 1800). Anderthalb Jahr

später, am 12. Mai 1802 äußert er sich: ‚Unser Fritz Stolberg kommt ja nach Wernigerode zur Hochzeit; er stört die Freude seiner protestantischen Freunde gewiß nicht; er vermehrt sie vielmehr durch sein Betragen‘ (W. Körte, Beurt. der Voßischen Schrift: Wie ward Fr. Stolberg ein Unfreier? Amsterd. 1820 S. 110 f.). Auch sonst legte sich die Aufregung bei den meisten bald; selbst F. G. Jacobi trat dem alten Freunde wieder herzlich nahe, was noch dadurch befördert wurde, daß er seine in der ersten Aufregung geschriebenen Briefe in widerrechtlicher Weise veröffentlicht sah.

Der alte Gleim, zwar Rationalist wie Voß, war doch ein Mann von warmem religiösen Gefühl und Bedürfnis, der an dem von dem seinigen verschiedenen religiösen Bekenntnis des wernigerödischen Grafenhauses keinen Anstoß nahm, sondern von demselben emporgezogen wurde. So versöhnte er sich denn nicht nur bald mit dem alten Freunde, er versicherte ihn kurz vor seinem Abschied aus dem Diesseits in rührendster Weise seiner Liebe: ‚Aus innerster Seele letztes Lebewohl dem teuersten Unsterblichen. Ihr Schreiben, Teuerster, hat am Rande meines Lebens mich erquickt, ist mir eine Muse gewesen. Meine Hand liegt in der Ihrigen. Lassen Sie uns irdische Wesen so vollkommen wie möglich seyn, bis wir himmlische seyn werden‘ (Körte, Gleims Leben S. 361).

St. selbst bezeugt, daß er durch seinen Schritt keinen seiner Freunde, bis auf einen einzigen verloren habe. Schon der alte Herder bezeugt dies am 29. Sept. einem alten Freunde im Holsteinschen: ‚Das brüderliche Band zwischen ihm und seinen Freunden ist gar nicht aufgelöset; er hat nur ein anderes Stockwerk bezogen, wohnt aber mit ihnen in demselben Hause. Wir wollen echte Lutherische, das ist nicht Christianer, sondern Christen sein im Geist und in der Wahrheit. Das Reich Gottes ist inwendig in uns, besteht nicht in Worten und Ceremonien, sondern in Kraft.‘

Wir haben die Entwickelung des Grafen F. Leop. zu Stolberg bis zu seinem Bekenntniswechsel geschichtlich zu verfolgen gesucht und die äußeren Beeinflussungen, besonders von weiblicher Seite nachgewiesen. Wenn trotzdem sein Schritt den Zeitgenossen ganz unerwartet und kaum begreiflich erschien, so war es weniger dies, daß der Sproß einer alten Grafenfamilie sich, seinem früheren Bekenntnis absagend, der römischen Kirche in die Arme warf, sondern daß er dies als frommer Sohn treuer, frommer, gläubiger Eltern und in einem

Alter von fünfzig Jahren that. Gewiß hat er nicht mit Unrecht von einem diesem Schritte vorhergehenden neunjährigen Prüfen und Untersuchen gesprochen, es sind aber damit die von uns aufgewiesenen äußeren und persönlichen Einflüsse und Einwirkungen seit der italienischen Reise gemeint. Wir werden nun aber zu untersuchen haben, wieweit es sich hier um eine freie Prüfung eines festgegründeten evangelischen Christen oder um das besondere Wesen des Dichters handelte, dem die männliche Festigkeit und Freiheit zu eigener Wahl abging.

Wir sind in der Lage, indem wir das zu zeigen suchen, bei der Zeichnung von St.s Eigenart nicht eigene Farben, nicht solche zu gebrauchen, die erst nach dem Uebertritt gemischt sind, sondern die, mit denen sein warmer mit ihm denselben Glauben bekennender Freund Lavater im Jahre 1775/76 uns den ganzen Menschen vor Augen malt, wie er schon damals den fünfundzwanzigjährigen mit feinster psychologischer Beobachtung und der Divination des Genius erkannte.

‚Siehe,‘ so beginnt Lavater, ‚den blühenden Jüngling von 25 Jahren! das leichtschwebende, schwimmende, elastische Geschöpfe! Es liegt nicht; es steht nicht; es stemmt sich nicht; es fliegt nicht; es schwebt oder schwimmt. Zu lebendig, um zu ruhen; zu locker, um zu stehen; zu schwer und zu weich, um zu fliegen. Ein schwebendes also, das die Erde nicht berührt! In seinem ganzen Umrisse keine völlig schlaffe Linie, aber auch keine gerade, keine gespannte, keine fest gewölbte, hart gebogene; — kein eckiger Einschnitt; kein felsigtes Vorgebirge der Stirn; keine Härte; keine Steifigkeit; keine zürnende Rohigkeit; keine drohende Obermacht; *kein eiserner Mut — elastisch reizbarer wohl, aber kein eiserner; kein fester, forschender Tiefsinn; keine langsame Ueberlegung, oder kluge Bedächtlichkeit;* nirgends der Raisonneur mit der festgehaltenen Wagschale in der einen, dem Schwerte in der anderen Hand, und auch nicht die mindeste Steifheit im Blicke und Urteile! und doch die völligste Geradheit des Verstandes, oder vielmehr der unbefleckteste Wahrheitssinn! *Immer der innige Empfinder, nie der feste Ausdenker; nie der Erfinder, nie der prüfende Entwickler der so schnellerblickten, schnellerkannten, schnellgeliebten, schnellergriffenen Wahrheit! Ewiger Schweber, Seher!*

Idealisierer! Verschönerer! — Gestalter aller seiner Ideen! Immer halbtrunkener Dichter, der sieht, was er sehen will; nicht der trübsinnig schmachtende — nicht der hartzermalmende; aber der hohe, edle gewaltige! der mit gemäßigtem ‚Sonnendurst‘ in den Regionen der Luft hin und herwallt, über sich strebt und wieder — nicht zur Erde sinkt! zur Erde sich stürzt in des „Felsenstromes“ Fluten sich taucht, und sich wiegt „im Donner der hallenden Felsen umher“. — Sein Blick nicht Flammenblick des Adlers! seine Stirn und Nase nicht Mut des Löwen! seine Brust — nicht Festigkeit des Streit wiehernden Pferdes! Im Ganzen aber viel von der schwebenden Gelenksamkeit des Elefanten... (Physiognom. Fragmente, Leipz. u. Winterthur 1776 II., S. 244 f.).

Wir müßten alle drei Quartseiten dieses Signalements durchlesen, um die tiefe Intuition des Schilderers ganz bewundern zu können. In gewissen Zügen St.s findet L. viel Geschmack und feine Empfindsamkeit, viel Sinnlichkeit, Trägheit, Achtlosigkeit. Der ganze Umriß des Halbgesichts ist Offenheit, Redlichkeit, Menschlichkeit, aber zugleich leichte Verführbarkeit und ein hoher Grad von gutherziger Unbedachtsamkeit, die niemanden, als ihm selber schadet. Die Mittellinie des Mundes ist in seiner Ruhe eines geraden, planlosen, weich geschaffenen guten; in seiner Bewegung eines fein fühlenden, äußerst reizbaren, gütigen, edlen Menschen, nicht der epische sondern Odendichter. Jeder Gegenstand, der ein nahes Verhältnis zu ihm hat, treibt das Geblüt in die Wangen und Nase; die jungfräuliche Schamhaftigkeit in dem Punkt der Ehre, verbreitet sich mit der Schnelle des Blitzes über die zart bewegliche Haut (S. 245). Die Gesichtsfarbe ist nicht die blasse des erschaffenden Genius, nicht die bräunliche des langsam fleißigen Arbeiters, — seine Gesichtsfarbe ist so glücklich gemischt wie die Stärke und Schwäche des ganzen Charakters. L. redet dann davon, wie die verschiedenen Züge von St.s äußerer Erscheinung über den ganzen Menschen eine gewisse Weiblichkeit verbreiten; es werde auch offenbar, daß der mut- und feuervolle Poet für sich allein ein fester, Plan durchsetzender Geschäftsmann oder in der blutigen Schlacht unsterblich zu werden *nicht* bestimmt sei (S. 246).

Lavaters, des Freundes, mit tiefem Verständnis und Ahnungsvermögen entworfenes Bild von dem Jüngling Stolberg wird durch alles, was wir von Stolberg dem Manne

und Greise erfahren, durchaus bestätigt. Es führt uns ein kindliches, empfindsames und reizbares, besonders aber empfangendes weibliches Wesen vor Augen, das innig liebt, leicht verführt ist, sieht was es sehen will und statt selbst tief zu forschen und zu arbeiten, frei und männlich zu prüfen und auf eigenen Füßen zu stehen, eine fremde Stütze sucht und sich verführen läßt.

Obwohl bereits durch ein Geschoß von frevelnder Hand zum Tode verwundet lebte Lavater noch gerade so lange, um von seines Freundes Uebertritt zur päpstlichen Kirche zu hören und ihm auf die davon gemachte Mitteilung zu antworten und seine Gedanken darüber zu äußern. Dürfen wir uns darüber wundern, wenn der tiefe Menschenkenner ihm schrieb, seine sogenannte Glaubens- und Religionsveränderung sei ihm nicht schwer begreiflich! (Zürich, 5. Dez. 1800).

Ganz unabhängig hiervon macht sich um die Zeit von Stolbergs Ableben Friedr. Ad. Krummacher ein der Lavaterschen Skizzierung durchaus entsprechendes Bild von dem Dichter. Er erkennt in ihm eine unselbständige (weibliche) Rebennatur, die eine Stütze sucht, wie die Rebe die Ulme. Diese habe er in Voß gesucht, der sie ihm aber wegen zu großer Unterschiede in den Grundfragen des Lebens nicht habe sein können, so daß es schließlich zu einer Abkehr kommen mußte. Lavater hätte ihm das, als ein von Christo ergriffener, eher sein können, aber der gläubige Schweizer habe den mit Gefühlen übersättigten noch obendrein mit noch mehr Gefühlen überschüttet, so daß er ihm auch nicht die rechte Stütze habe sein können (Briefwechsel zw. Asmus u. seinem Vetter bei Gelegenheit des Buches Sophronizon und wie Fritz Stolberg ein Unfreier ward. Essen 1820).

Immerhin hätte er im innigen vertrauensvollen Verkehr mit Lavater, Claudius, Klopstock und anderen geistesverwandten Zeitgenossen, besonders auch mit seinen frommen evangelischen Vettern am Nordharz, an die ihn von Kind auf Bande der Pietät knüpften, Halt und Stütze finden können, wenn nicht der romantisch schwärmende Dichter den Verkehr mit der geistreichen Gallizin, dann der Montagu vorgezogen und er sich dabei und in der Berührung mit dem edlen Münsterschen Kreise einen ihn fesselnden Begriff von der römischen Werkgerechtigkeit gebildet hätte, der dem wahren biblisch-evangelischen Christentum nicht entsprach. Wie stark sein Gewissen sich dawider regte, wenigstens dem öffentlichen Bekenntnis nach, sich

von der evangelischen Kirche loszusagen, beweisen die neun Jahre, deren es dazu trotz aller Lockungen und Einflüsse bedurfte, und daß schließlich doch noch ein außerordentliches Mittel angewandt werden mußte, um ohne selbständige Ueberzeugung den letzten Schritt zu veranlassen. Es ist recht merkwürdig, daß der schwärmerisch deutsch-vaterländische Mann seine religiöse Belehrung schließlich bei römischen Theologen und einem französischen Priester suchte.

Seine Abwendung vom evangelischen Bekenntnis kann nur aus seiner Poetik des freien Genius verstanden werden. Er fühlt sich als gottbegeisterten Sänger, der als Liebling der Natur an deren Gängelband geleitet wird. Dichterische Stimmung ist Rausch, ‚die Begeisterung mißleitet nie' (Werke IX., 363). Man muß sich trunken hingeben und gängeln lassen; der Dichter weiß selbst nicht, was die Kraft der Inspiration in ihm sei und schaffe (vgl. Er. Schmidt, Allg. d. Biogr. 36, 355). Solche Sätze, die für den Dichter eine relative Wahrheit haben, sind für das religiös-kirchliche Leben nicht ohne Bedenken. Und wenn sie für ihn nicht bedenklicher wurden, so ist das gewiß ganz besonders aus dem Segen zu erklären, den das fromme Elternhaus ihm darbot. Sein Verlangen nach einer körperlich-sinnlichen, greifbaren Anwesenheit der Gottheit, dem praesens numen, von dem er am 26. Okt. 1800 an Lavater schrieb, wurde in dem Romantiker wohl besonders durch die italienische Reise genährt. Daß er sich hier lateinisch ausdrückte, ist nicht zufällig: er fand ihn in diesem Sinn nicht in Gottes Wort, in dem er sonst nach der lutherischen Verdeutschung bis an sein Ende lebte. Der Anwesenheit des lebendigen Gottes aber ist sich der evangelische Glaube bewußt und bekennt mit der Gemeinde: „Gott ist gegenwärtig, lasset uns anbeten“; aber dieses beseligende Nahesein, das Trost und Frieden ins Herz hineinbringt, ist an Gottes Wort gebunden, nicht an ein körperlich sinnliches Substrat.

St.s Bekenntniswechsel ist aber auch noch zu betrachten und zu verstehen im Zusammhang mit den religiös-kirchlichen Zuständen und Bewegungen seiner Zeit. Kaum je stand die römische Kirche so macht- und hülflos da, wie um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts: es war damals noch eine jesuitenfreie Zeit. Gewiß gab es damals viel Abfall; aber beim Mangel äußeren Zwanges konnte sich im engeren Kreise ein um so schöneres, freieres religiöses Wesen entfalten, wie das im Münsterlande der Fall war. Und da nun bei wahr-

haft gläubigen evangelischen und katholischen Christen trotz wesentlicher Unterschiede in Lehre und Praxis doch so viel gemeinsames vorhanden ist, daß die Gläubigen aus beiden Kirchen sich als auf einem gemeinsamen Boden stehend betrachten können, so sehen wir auch damals mehr als sonst gläubige Katholiken im engen Verkehr mit Evangelischen und umgekehrt. Die kalte rationalistische Oede rings umher gab diesem Verkehr eine um so größere Wärme, und es herrschte vielfach zwischen beiden Teilen ein recht inniges Verständnis. Frömmigkeit und Glaube, nicht das kirchliche Bekenntnis waren entscheidend.

Lavater, der wie nur irgend ein Zeitgenosse die wahre Frömmigkeit, den gemeinsamen Glauben als die Hauptsache ansah und anerkannte, erklärte einmal einem Freunde, der ihn zur päpstlichen Kirche herüberziehen wollte: Wir leben in einem Zeitpunkt, wo die Redlichen auf beiden Seiten sich für das Wesentliche des Christentums, den Glauben an Christus, der christliche Liebe zeigt, vereinigen sollten (L.s Leben von Geßner III., 296). In ähnlichem Sinne bekennt sich der Katholik Joh. Mich. Sailer zu einem Worte des evangelischen Antistes Heß in Zürich: „Wir müssen — Lutheraner, Katholiken, Reformierte — die Marksteine, die unsere Väter gesetzt haben, stehen lassen und, dieser Marksteine unbeschadet, einander brüderlich unterstützen in Bekämpfung des Antichrists", (13. Januar 1801 an die Gräfin Auguste Eleonore zu St.-Wern. Neue Christoterpe 1886 S. 262).

Wie hoch damals wirklich Frommen das Evangelium über dem kirchlichen Sonderbekenntnis stand, ersehen wir aus einem Beispiele, das Sailer der Gräfin zu Stolberg-Wernigerode erzählt und der Art, wie er darüber berichtet. Ein Benediktiner Aloys Rauch aus Zug in der Schweiz war durch Gewissensbedenken aus der römischen Kirchengemeinschaft ausgetreten und hatte sich zu den Reformierten nach Zürich gewendet. Aber Lavater und Heß schrieben an den ihnen befreundeten Abt zu Maria Einsiedeln, er möge einen weisen Mann senden, der den frommen Rauch überzeuge und ins Kloster zurückführe: ‚Da kam ein Vetter Grobian und griff den Gewissensmann mit Scholastik an', womit Rauch nicht gewonnen wurde. Da er nun ins Züricher Ministerium nicht aufgenommen wurde, und Gewissenshalber nicht in die römische Kirche zurückkehren konnte, so folgte er gutem Rat und ging zur Brüdergemeinde

über, wo er Trost und Ruhe fand und als verheirateter Senior nach Sarepta zog (a. a. O. S. 262).

Derselbe Sailer redet öfter von wahrer Mystik, die ihm der Mittelpunkt des geistlichen Lebens ist. ‚Der wahre Christ ist notwendig ein wahrer Mystiker, denn er sucht alles Heil in Gott allein durch Christum. Das Lied: ‚Eins ist Not‘ drückt die reine Mystik aus. Wer mir Mystik verbaut, der verbaut mir das Sehnen nach dem Mittelpunkt und gebeut mir das Hin- und Herlaufen auf die Punkte der Umfangslinie‘ (Peripherie). (3. Januar 1803 a. a. O. S. 266). Indem nun Sailer dieses ‚Eins ist Not‘ im Sinne unseres Joh. Heinr. Schröder als den Mittelpunkt betrachtet, gibt er ein merkwürdiges vergleichendes Urteil über Claudius und den Gr. Friedr. Leop. zu Stolberg ab: ‚Claudius wird nie zu unserer Kirche übergehn, denn er sitzt tief und fest in dem Mittelpunkt der reinen Mystik, und die da stehen, sind vor Uebergängen ziemlich sicher. Ein Haus und viele Wohnungen sagt Christus von dem Himmel. Ein Haus und viele Stockwerke gilt von der Kirche. Wenn Friedrich Leopold in seinem Stockwerke den Mittelpunkt sucht, so wird er aufhören, für das Stockwerk zu fürchten, indem er genug zu thun hat, für den Mittelpunkt zu leben‘ (d. 8. Nov. 1800 a. a. O. S. 260). In einem anderen Schreiben zeigt er derselben das Bedenkliche und Verkehrte des Uebertritts ihres Vetters: „Was Sie mir von Friedrich Leopold sagen,“ schreibt er ihr am 13. Sept. 1800, „zeigt mir, was aus dem Menschen werde, wenn er einmal einen Schritt gethan, den er nicht mehr zurückthun kann, und in sich und außer sich, ihn zu rechtfertigen, Kopf, Herz, Mund und Hände voll bekommt. Zu voll, daß es überfließt. Es entsteht ein Schisma zwischen Eltern und Kindern und Verwandten, und es wird der Religion der Liebe, des Friedens, der Freude weniger; Gram, Traurigkeit, Zwist, bewaffnetes Rechthaben treten an die Stelle der ruhigen Gemütsverfassung“ (d. 13. Sept. 1800 S. 259 f.).

Dieses Urteil, das aus der Feder eines außerhalb der evangelischen Kirche stehenden Geistlichen an Objektivität seines gleichen sucht, ist ein durchaus zutreffendes. So sehr es St. nur darum zu thun war, in der „unfehlbaren“ Papstkirche eine Stütze zu finden, und so gut er aus Erfahrung die aufrichtigen Gläubigen innerhalb des reformatorischen Bekenntnisses kannte, so hatte er doch mit der Abschwörung und Verurteilung ihrer Lehre eine Scheidewand zwischen sich und ihnen errichtet

und mußte nun alles aufbieten, um seinen Schritt zu rechtfertigen. Er erklärt nun, wie er den Protestantismus habe stürzen sehen: „Er stürzte ohne Anstoß infolge seiner eigenen Hinfälligkeit; er geriet in Verfall durch einen ihm eigentümlichen Keim des Verderbens. Selbst sein Name Protestantismus — ein sprechender Name, weil er verneinend ist, verkündigt seinen unruhigen stürmischen Geist.“ Es macht auf ihn keinen Eindruck mehr, wenn er darauf hingewiesen wird, daß nicht davon die Rede sein könne, daß in diesem den Reformationsverwandten beigelegten Namen das Prinzip der Verneinung ausgesprochen sei, daß derselbe sich vielmehr auf eine bestimmte geschichtliche Thatsache beziehe: die feierliche Verwahrung der evangelischen Stände vom 19. April 1529. „Er entschlug sich“ — fährt St. in der Kritik der Evangelischen fort — „der noch von ihnen geachteten heiligen Wahrheiten.“ Er sieht den Protestantismus mit großen Schritten dem Atheismus zueilen.[1]) Demgegenüber ist ihm die römisch-katholische Kirche inébranlable, inaltérable par sa nature (Münster 12. Oktober 1800 an den Gr. Schmettau, Menge, Gr. Fr. Leop. z. St. II, 537 f.). Er bewundert die bessere Ausübung der Sittenlehre in der römischen Kirche. Seit seinem Uebertritt studiert er auch die Schriften römisch-katholischer Apologeten, besonders des Franzosen Bossuet.

Merkwürdig ist es, wie seine Ansicht von dem Hauptpunkt, von dem alles übrige abhängt, steht und fällt, seit seinem Uebertritt gewandelt ist. Früher war ihm das Evangelium und dessen Offenbarung durch die heilige Schrift als einziger, zuverlässiger, zulänglicher und klarer Maßstab und Quelle des Glaubens, jetzt ist es die Lehre von der Kirche, die erst die heilige Schrift und ihre Lehre approbieren muß.

Daß das reformatorische Wesen seinem Kern nach verneinend sei, dünkt ihm nach den Erfahrungen der Gegenwart augenscheinlich, da man kaum noch drei berühmte protestantische Lehrer finden werde, welche in der positiven Lehre der

---

[1]) Weimar 29. September 1800 schreibt Herder an eine Gräfin im Holsteinschen über die Gründe von St's. Uebertritt: Nächst der italien. Reise die imposante Gegenwart des römischen Kultus, die zerrissene, zersetzte Gestalt unseres Kultus, die öffentliche Willkür, die darin herrscht, die Ausgelassenheit der Schriftsteller, die setzen und wegräumen, was ihnen behagt, die müßige Frechheit so vieler unserer Lehrer drängten seine Brust, Ruhe im Mysterium zu suchen.

symbolischen Bücher, zu denen sie sich bekennen, übereinstimmen. Die Brüdergemeinde, der er noch kurz vor seinem Uebertritt einen Besuch abgestattet hat, findet er zwar gläubig, aber sie ermangelt der Geschichte und imponiert ihm ihrer Kleinheit wegen nicht.

Seitdem er im Bann der Kirche steht, die mit ihrem eindrucksvollen Kultus seine Sinne gefangen nimmt, bekennt er sich auch zu den spezifischen Lehren, die nicht dem Wort der heiligen Schrift gemäß sind. Ein Jahr vor seinem Tode ermahnt er seinen ältesten Sohn, sich täglich dem Schutze der Mutter Gottes und seines Schutzengels zu empfehlen, damit sie für ihn bitten. Alle Tage soll er die Mutter Gottes anrufen und für die Seelen im Fegfeuer beten (F. Leop. an s. Sohn Ernst 1818, S. 7 u. 15).

Verständlich wird uns doch solches Eingreifen der römischen Lehren, wenn er auf protestantischer Seite in weiten Kreisen einen schalen Rationalismus herrschen sah. Es war doch eine Schmach, daß ein Mann, mit dem er längere Zeit in täglichem Verkehr stand und der sein Kind unterrichtete, J. H. Voß, es als zum papistischen Herrgott hinkend rügen konnte, wenn St. in seiner Zueignung des dritten Bandes Platonischer Gespräche sagt: „Alles ist eitel, dessen Grund und Ziel nicht Gott ist.“ (Wie ward Fr. Stolb. ein Unfreier?). Allerdings hat schon ein keineswegs konfessionell-pietistischer Zeitgenosse (W. Körte) darauf hingewiesen, daß doch mehr als kahle, nüchterne Religiosität dazu gehöre, um in jenen Worten eine papistische Losung zu finden (Beurteilung der Vossischen Schrift: Wie ward Fr. Stolb. u. s. f. 1820 S. 86). Es war eine tief beklagenswerte Thatsache, daß am Schluß des Vernunftjahrhunderts durch das ewige Raisonnieren, Rektifizieren, Destillieren, Sichten und Sieben der Religion, worüber schon im J. 1783 der von St. sehr geschätzte Hölty geklagt hatte, der Glaube aufs tiefste geschädigt war (Körte, Beurteilung u. s. f. S. 112). Und nicht weniger wie St. beklagten es gläubige Evangelische, daß die Zahl derer, die dem lutherischen und calvinischen Bekenntnis treu blieben, um die Wende des Jahrhunderts im Abnehmen begriffen war (St.s Gedanken über die Verbindung eines katholischen Mädchens mit einem Protestanten. Menge, II, S. 585).

Trotz alledem war St. durch die bekannten persönlichen Einflüsse und sein unselbständiges Wesen gehindert, der von ihm verlassenen kirchlichen Gemeinschaft gerecht zu werden.

Von dem frommen geistvollen Münsterschen Kreise, der doch auch Vieles von der geistigen und litterarischen Entwickelung des Jahrhunderts empfangen hatte angezogen, übersah er, daß auch innerhalb der päpstlichen Kirche der Rationalismus eine große Herrschaft gewonnen hatte. Und seine Beurteilung der evangelischen Gemeinschaft war doch etwas äußerlicher Natur: Wenn er noch von drei berühmten protestantischen Lehrern und von der Brüdergemeinde wußte, daß sie den rechten Glauben hatte, so fehlte ihm das Vertrauen zu dem Bekenntnis seiner jüngeren Jahre, daß es sich von und nach dem Niedergang wieder emporheben und sich zu neuem Leben entfalten könne und werde. Doch er wußte auch recht wohl, daß es trotz des augenblicklichen Abfalls in der Kirche der „Schriftgelehrten" noch eine zahlreiche gläubige Gemeinde gab und spricht gelegentlich von den siebentausend, die übrig geblieben seien (nach 1. Kön. 19, 18) (16. Oktober 1800 an Lavater) und Gott im Geist und in der Wahrheit anbeteten. Er wußte, daß die Menge der Gläubigen sich von ihren rationalistischen Lehren abkehrte (Kurzer Lebensumriß des Gr. Fr. L. z. Stolb. Heft XXII der Zeitgenossen 1821 S. 25) und daß gerade zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Gläubigen innerhalb der evangelischen Kirchen sich in der Christentumsgesellschaft persönlich fest zusammenschlossen und der Verachtung und Verspottung des Wortes Gottes kräftig entgegentraten. Und er sollte auch die früheste Morgenröte einer Verjüngung der evangelischen Kirche seit den Freiheitskriegen noch erleben.

So auffallend es nach alledem und wenn wir bloß auf die Form und äußeren Thatsachen sehen, auch scheinen mag, wir müssen St. auch nach seinem Uebertritt nicht als einen Konvertiten im gewöhnlichen Sinne, sondern auch nach demselben als einen lebendigen evangelischen Christen ansehen. Dafür zeugt schon die Beobachtung, daß die hervorragendsten und edelsten evangelischen Zeitgenossen, ein Klopstock, Claudius, Herder die Sache ebenso ansahen (Körte, Beurteilung u. s. f. S. 111). Lavater spricht von einer sogenannten Glaubens- und Religionsveränderung. Er sieht es in des Dichters Individualität begründet und wünscht ihm Glück, wenn er bei dieser Veränderung an Lust und Kraft zum evangelisch-christlichen Leben, an Leichtigkeit, das höchste Gut zu genießen, an Aehnlichkeit des Sinnes Christi gewonnen habe (4. u. 5. Dezbr. 1800). Der edle Graf Holmer sagt von dem Uebergetretenen, er sei kein (römischer) Katholik geworden, er habe die Religion

der Fürstin Gallizin mit der seinigen vertauscht; man habe ihm nach dem Uebertritt die Sache leicht gemacht und ihm gestattet, die Grundsätze zu behaupten, die seinem Herzen teuer waren.[1])

St. ist ein Konvertit, der seines Gleichen sucht und nicht leicht findet. Wollte man conversio mit Bekehrung oder Umkehr übersetzen, so würde das durchaus nicht zutreffen, denn der Dichter hat von Kindheit auf die Bahn des Glaubens verfolgt und treu zu seinem Heiland und Erlöser gestanden. Der gewöhnlichen Konvertiten Art ist es, daß sie sich von ihren früheren Glaubensbrüdern trennen, von ihnen nichts mehr wissen wollen. Davon war bei St. nicht die Rede, ihm blieben die Lavater und Pfenninger, Heß, Claudius, Klopstock, Zinzendorf, Terstegen, Spener, Francke und die ihrem und ihres gemeinsamen höchsten Herrn Beispiele im Glauben folgten, bis an sein Ende teuer und wert. Er vergißt nicht, daß er als Kind, als Jüngling und Mann das Glück hatte, mit gläubigen Seelen, Männern und Frauen, durch die innigsten Bande der Natur und der Liebe verknüpft zu sein, und ihr Andenken ist ihm heilig. Um nicht mit dem römisch-kirchlichen Bekenntnis in Konflikt zu kommen, hilft er sich damit, daß dieses ihn lehre, jene alle für Mitglieder der wahren, obwohl von ihnen verkannten Kirche anzusehen.

Der von Kind auf wahrhaft evangelische Stolberg war für die römische Kirche seiner Zeit eine außerordentliche Erscheinung: „Wegen seiner Frömmigkeit diente er Katholiken seiner Zeit zur Ermunterung und Stärkung im Glauben. Die Edleren seiner katholischen Zeitgenossen schlossen sich an ihn, betrachteten ihn als ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt; von ihm ging so manche Anregung zum Guten aus, so manche Begeisterung für Kirche und kirchliche Wissenschaft!“ (Joh. Janssen, Friedr. Leop. Gr. z. St. v. 1800—1819, S. 3.) So erfüllte sich, was der sterbende Lavater von ihm wünschte und hoffte: „werde die Ehre der katholischen Kirche!“

Keineswegs hat er, seitdem er sich in den Schoß der römischen Kirche begeben hatte, zwischen dem Neuen und Alten eine Scheidewand aufgerichtet, im Gegenteil hat er auf die

[1]) Lundi 11. Aout 1800. Notre pauvre ami, abusé de lui-même, n'est pas catholique, il a trocqué la religion de la princesse Gallizin contre la sienne, et comme il y a avec le ciel des accomodemens, on lui a rendu la chose si douce, si facile, en lui laissant encore pour le moment la jouïssance des principes, qui intéressoient son coeur.

Zeit, da von den beiderseitigen Eltern die evangelische Frömmigkeit in ihm gepflanzt und genährt wurde (vgl. Hellinghaus, Briefe von Stolb. an Voß S. XXII; Hennes, F. L. Gr. z. St. und Herz. Peter v. Oldenburg 3, 4) als auf eine selige Zeit zurückgeblickt; so wenn er am 17. September 1811 an seinen Bruder Christian schreibt: „Ehrfurcht und Liebe für das Heilige verließen uns nie ganz auch in den Verwirrungen der Zeit" (Joh. Janssen, F. L. Gr. z. St. 175a—1800 S. 8; 1800—1819 S. 11 f.). In der Bibel, die ihm seine Eltern so warm ans Herz legten, hat er treu bis ans Ende geforscht und sich daran erbaut. Es war die deutsche Lutherbibel, die er mit keiner anderen vertauschte. Und an Luther hielt er auch nach seinem Uebertritt fest. Er sah in ihm nicht nur ‚einen der größten Geister so je gelebt haben', sondern er ehrte in ihm auch große Religiosität, die ihn nie verließ. (Vgl. Allg. d. Biogr. 36, 364 f.) Es ist ein echt evangelischer Zug, daß er seinen Sohn Ernst ermahnt, die heilige Schrift im Urtext zu lesen und sich mit dem griechischen Neuen Testamente immer bekannter zu machen (An. s. S. Ernst 1818 S. 111). Ebenso hat er bis in seine späten Tage Trost im evangelischen deutschen Kirchenliede gesucht.

So sehr aber auch eine nähere unbefangene Prüfung und später die Erfahrung zeigte, daß St. kein Konvertit gewöhnlicher Art und daß der Konfessionswechsel mehr eine äußere als eine innere Trennung von den alten Glaubensgenossen bedeutete, so war es doch immerhin für Freunde und Angehörige ein schmerzlicher Riß, der dadurch entstand. Als ein paar Jahre darauf die ihren Bruder innig liebende Schwester Katharina auf ganz kurze Frist ebenfalls römisch-katholisch wurde, ist es gerade des Dichters älteste Tochter Marie Agnes, die am 1. Febr. 1803 aus Gröditzberg ihrer Schwägerin Friederike, Gräfin zu Dohna schrieb, sie werde begreifen, daß diese Nachricht sie traurig gemacht habe, „denn eine Art von Trennung ist es doch — von meinen Geliebten —, gewiß heilsam für mich, sonst hätte Gott sie nicht zugelassen." Auch Friedr. Leopolds Gemahlin Sophie redet, als sie dem Dichter Jacobi ihren unmittelbar bevorstehenden Uebertritt meldet, von dem Schmerz über so viele Losreißungen, an denen ihr Herz, so lange sie lebe, bluten werde.

Eine solche Erfahrung mußte man dem Wernigeröder Vetter gegenüber machen. Dieser, der regierende Graf Christian Friedrich, stand mit seinem Hause auch zur Zeit

großen Abfalls fest und treu zum väterlichen Glauben. Als Graf Friedrich Leopold eben in dem Jahre, als er zuerst nach Wernigerode kam, seiner Mutter zu klagen hatte, daß der Abt Jerusalem in Braunschweig von den Sakramenten nur als von ‚heiligen Gebräuchen' spreche,[1]) war der bekenntnistreue Pietismus in Wernigerode noch in voller Blüte. Aber auch als in der Zeit des allgemein gewordenen ödesten Rationalismus ein geborenes Wernigeröder Kind, der frühere Propst in Fellin, Schröder, der vorübergehend die Hofprädikatur in Wernigerode verwaltete, von Taufe und Abendmahl als von frommen Gebräuchen sprach, ließ ihm der Graf am 16. August 1807 sofort eine sehr entschiedene Verwahrung zugehen, wobei er ihn eigenhändig darüber belehrte, daß Taufe und Abendmahl von Gott verordnete Mittel seien, die evangelische Gnade sich anzueignen und zu versiegeln, daß die in der sogenannten Christenheit überhandnehmende Gleichgültigkeit gegen die Geheimnisse der christlichen Religion ihn betrübe und daß er sich gegen eine solche Auffassung verwahre (Wern. 16. Aug. 1807).

Dem Sprossen des nach Transalbingien gezogenen Gliedes vom Hause Stolberg war schon seit den siebziger Jahren des 18. Jahrh. die Grafschaft, in der Christian Friedrichs Vater und Großvater, dann er selbst waltete, die ‚liebe vaterländische Gegend', das ‚liebe Wernigerode'. Bis zu seinem Ende hat er an seinen dortigen Vettern gehangen und wohl gewußt und anerkannt, daß sie den rechten Weg zu ihrer Seligkeit wanderten. Besonders mit dem Grafen Christian Friedrich hat er im innigsten Verhältnis gestanden und ihn öfter in Wernigerode besucht. Vom Jahre 1793 an nennt er ihn liebster Bruder und tauscht[2]) mit ihm seine Gedanken sowohl über die politische, ‚ohnehosigte' (sansculottische) Gesinnung in und außer Deutschland, wie über intime persönliche und geistliche Fragen aus.[3]) Als die ausgewanderten katholischen Franzosen auf ihn und seine kirchliche Richtung einwirkten, weist er den Wernigeröder Vetter auf dieselben, als auf einen ausgewanderten Zweig der Familie Jesu hin.[4]) Er wirbt auch bei ihm um Unter-

---

[1]) Christiane Gräfin zu St. an ihren S. Fr. Leop. 11. März 1771. Janssen F. Leop. Graf zu Stolb. 1750—1800 S. 13.

[2]) Auf dem Lande bei Kopenhagen (Rondstedt, 21. Juni bis 26. Aug. 1777.

[3]) Vgl. Eutin, 18. Dezember 1793; Eutin 14. Mai 1794 sagt er, daß die Eutiner Schule durch Voß ‚in Hinsicht der humaniora' eine der besten Schulen in Deutschland geworden sei.

[4]) Eutin, 15. Januar 1795.

stützung für die geflüchteten, und der christlich-menschenfreundliche Graf gibt auch über Vermögen hinaus,[1]) nicht nur ohne Rücksicht auf ihr religiöses Bekenntnis; er gewährt auch einem abbé Hugues auf seinem Schlosse einen Raum für einen besonderen römisch-katholischen Kultus.

Als F. L. im Juni 1798 in Wernigerode zum Besuch ist, schreibt er über die Schloßherrschaft: ‚Sowohl Eltern als Kinder gewinnen täglich mehr, und es wehet im ganzen Familienkreise ein sanfter und warmer Hauch der Liebe durch einen freien, wolkenlosen Aether. Auch muß, drinnen und draußen, jedem Unbefangenen die sichtbare Spur des Segens auffallen, welche drei fromme Generationen herabgerufen haben und noch immer herabrufen.[2]) Von Quedlinburg aus schreibt er dann an sie, wie heimisch es ihm bei ihnen, den innig Geliebten, geworden sei und wie er einer Stärkung und eines Labsals genossen habe, wie man sie nur unter solchen genießen könne, mit denen man leben und sterben möchte. Er schaut mit ihnen nach dem ewigen Vaterlande hinauf. Alle Glieder des Hauses sind ihm von Herzen lieb und er hängt mit innigster Verehrung und herzlichster Zärtlichkeit an ihnen.[3]) In ganz gleichem Sinne fügt seine Gemahlin Sophie Worte der Liebe und Verehrung hinzu. Es thue ihr wehe, daß sie Wernigerode verlassen habe; die sehnsüchtige Erinnerung an ihren Kreis werde ihr ein Sporn zu jedem Guten sein, wovon sie bei ihnen ein Beispiel sehe. ‚Ist etwas Liebes und Gutes‘, schreibt Ende März 1799 F. L. an Christian Friedrich, ‚das wir nicht von unseren lieben und guten Wernigerodern als ausgemacht annehmen können!‘[4]) In demselben Jahre teilt er seinem wernigerödischen Vetter Auszüge aus einem Briefe des Prof. Kleuker aus Kiel mit, worin dieser ihm von Schriften über die Propheten schrieb. Graf Christian Friedrich hatte nach einer schriftgläubigen Erklärung derselben gesucht, Kleuker aber mußte über den Unfug der modernen rationalistischen Exegeten klagen.[5])

---

[1]) Eutin, 13. Okt. u. 18. Dez. 1796. Im ersteren Schreiben empfiehlt er dem Gr. C. Fr. u. seiner Gemahlin Jung Stillings Heimweh.

[2]) F. L. an s. Schwester Katharina. Wern. 22. Juni 1798. Hennes, Stolb. in den zwei letzten Jahrzehnten seines Lebens, S. 91.

[3]) Quedlinb. 25. Juni 1798. Stolb. Corr. d. 18. u. 19. Jahrh. Nr. 800 im F. G.-Arch. zu Wern.

[4]) Eutin, 31. März 1799 a. a. O.

[5]) Kleuker 24. März 1799 a. a. E.

Die beiden Häuser, die sich in vielen irdischen und besonders in den höchsten Lebens- und Seligkeitsfragen eins wußten, sollten nun durch ein heiliges persönliches Band noch inniger verbunden werden: Graf Christian Friedrichs Sohn Ferdinand hielt im Januar 1800 zu Eutin um die Hand von Friedrich Leopolds ältester Tochter Marie Agnes an — der letztere Name war ihr erst unmittelbar nach ihrer Mutter Absterben beigelegt — und erhielt eine freudige Zusage. Die eigentliche Verlobung sollte noch aufgeschoben werden, da die Erwählte erst in vier Monaten fünfzehn Jahr alt wurde. Friedrich Leopolds Gemahlin war über die Wahl beglückt und Graf Ferdinand sah sich nun als gebunden an; der Vater der Braut, der von der ‚zügellosen Zuversicht' der Wernigeröder redet, war überaus glücklich und sprach von des Bräutigams frommem, seiner Eltern würdigen Sinne. Seine liebevolle Gesinnung halte er für einen wahren und innigen Segen des himmlischen Vaters. Er spricht von den Engeln, die er in Christian Friedrichs vier Töchtern sieht, von dem, was sie unter der mächtigen Einwirkung der Gnade durch ihre Eltern geworden seien und ist mit fester Ueberzeugung von dem Gefühl durchdrungen, daß die Ehen derer, die sich auf Gott verlassen, im Himmel geschlossen seien. Ihre Ehe, davon ist er überzeugt, wird, unzerrüttet vom Unglauben, eine glückliche sein. Ostern des künftigen Jahres soll die Braut konfirmiert werden. ‚Mag der Zeitgeist sein Spiel haben wie er will, so vereinigen wir uns zu dem festen Entschlusse: Wir und unser Haus wollen dem Herrn dienen.'[1]) Zwei Monate später schüttet F. L. dem Bruder in Wernigerode sein volles, über den Besitz des zukünftigen Schwiegersohns glückliches Herz aus; am nächsten Tage werde dieser zurückreisen; mit sehnsüchtigem Verlangen harre er, der mit seinem Bruder eine Familie bilde, dem Wiedersehen in Wernigerode entgegen. Er teilt seinem Bruder den Plan seiner Reise nach Münster und die Absicht mit, anfangs Juni in Wernigerode einzutreffen.[2])

Wie es geplant war, geschah es, nur der folgenschwere Schritt, das Verlassen der evangelischen Kirche und sein Uebertritt zur römischen ist hier nicht erwähnt; F. L.s letzter Brief nach Wernigerode würde auch in einem seltsamen Lichte erscheinen, wenn er schon beabsichtigt gewesen wäre. Bevor F. L.

[1]) Eutin, den 22. Januar 1800 Fr. Leop. an Gr. Chr. Friedr. a. a. O.
[2]) Eutin, 20. Januar 1800 a. a. O.

nach Wernigerode kam, war die junge Verlobte mit ihrer sie herzlich liebenden Tante Katharine dorthin und ins Haus ihrer zukünftigen Schwiegereltern vorausgereist. Als der Vater der Braut mit seiner Gemahlin dorthin nachkam, sollte der in Münster gethane Schritt auch noch geheim gehalten werden, da es dem Konvertiten doch schwer ankommen mußte, dies zu offenbaren. Es wurde aber in Wernigerode durch eins der Kinder, das davon wußte, bekannt.[1])

Wie von einem Donnerschlag aus heiterm Himmel wurden Graf Christian Friedrich und die Seinigen durch diese Kunde getroffen und aufs tiefste betrübt und bewegt. In wahrhaft evangelischer Weise maßte er sich über den Schritt des verehrten Vetters und seiner Gemahlin kein Urteil an, er achtete seine freie Entscheidung als solche. Da er aber als Graf Ferdinands Vater einer unmittelbaren Familienverbindung mit Graf Friedrich Leopold entgegensah und annehmen mußte, daß letzterer auch seine Kinder, also auch die Braut Marieagnes von dem evangelischen zu seinen nunmehrigen römisch-päpstlichen Bekenntnis herüberziehen wolle, so war er sofort mit seinem Sohne darüber eins, daß von diesem Bunde nur die Rede sein könne, wenn die Braut bei seinem und des Bräutigams Glauben bleibe. Er stellte also an den Vater das Ansinnen und nahm es sogar als ein moralisches Recht in Anspruch, daß die Braut in Wernigerode bleibe, ihren Katechismusunterricht vollende und hier die evangelische Konfirmation empfange, die ihre Eltern selbst ihr noch kurz vorher hatten erteilt wissen wollen. Da Graf Christian Friedrich und sein Sohn das gegebene Versprechen zurückgaben, wenn die Braut römisch-katholisch gemacht werden sollte, so hatte der Vater zu wählen. Gewiß entsprach es nicht dem Plane der Brauteltern, daß Marieagnes nicht zu der von ihnen erwählten Kirche übertreten solle. Andererseits konnten sie aber trotz der ‚plötzlichen Erleuchtung‘ in Münster nicht über Nacht eine ganz andere Ansicht über den Glauben und das geistliche Leben der Wernigeröder gewonnen haben, als unmittelbar vor der Reise. So sehr durch die oben angedeuteten persönlichen und sachlichen Beeinflussungen der Dichter und sein Gemahl in den Bann des römischen Wesens geraten war und so tief Graf Christian Friedrich und die Seinigen durch die plötzliche und unerwarte Offenbarung dieser Thatsache bewegt und betrübt

[1]) Hennes, Stolb. in den letzten Jahren seines Lebens S. 124.

waren, in würdevoller Weise wurde zunächst mündlich vereinbart, daß dem Ansinnen des Bräutigams und seines Vaters gewillfahrt werde und daß Marieagnes evangelisch bleibe und einem Manne gleichen Glaubens die Hand reiche. Daß Vossens spätere Behauptung von „furchtbaren Szenen“, die auf Schloß Wernigerode vorgefallen seien, nicht auf Wahrheit beruhe, haben Graf Christian Friedrich und sein Sohn Ferdinand später öffentlich erklärt.[1])

Freilich sollte damit nicht die innere Erschütterung, der Riß, der durch den Uebertritt Friedr. Leopolds im stolbergischen Hause hervorgerufen war, geleugnet werden. Dazu war die Sache eine für die treuen Bekenner der evangelischen Kirche zu wichtige. In den tiefsten Fragen des Glaubens und des Gemüts war hinfort die freie Gemeinschaft aufgehoben: Noch am 24. Juni 1798 waren Graf Friedrich Leopold und die Gräfin Sophie mit der ganzen Familie auf Schloß Wernigerode gemeinsam zum Tisch des Herrn gegangen:[2]) das war für die Zukunft ausgeschlossen. Damit nun ein solcher Riß und Zwiespalt wenigstens nicht zwischen Brautleuten und Ehegatten entstehe, wurde also Marieagnesens evangelischer Katechismusunterricht in Wernigerode fortgesetzt und vereinbart, daß dieselbe, um Unzuträglichkeiten in kirchlichen Dingen zu vermeiden, bis zu ihrer Vermählung von ihren Eltern getrennt bleiben solle. Daß solche Jahre lange Trennung von der Tochter den Eltern zu Herzen gehen mußte — ἐδαΐζετο φίλον ἦτορ drückt der Vater sich mit homerischen Worten aus[3]) — ist leicht zu verstehen. Dennoch gibt der Vater in demselben Schreiben, in welchem er der schmerzlichen Trennung von seiner geliebten Agnes-Tochter gedenkt, seinem Glück und der Freude Ausdruck, seine Marieagnes „bei ihrem Bräutigam und im Schoß einer solchen Familie so geliebt zu sehen“.[4])

Aus dem, was Christian Friedrichs Tochter Luise in einem als Handschrift gedruckten Leben ihrer Eltern in schonender Weise über die Wernigeröder Vorgänge mitteilt — und bezw. verschweigt — hat Hennes erklärlicherweise ein unzutreffendes Bild gewonnen und meint, keineswegs infolge des bekannt ge-

[1]) Ferdinand Gr. z. St.-Wern., zu Neudorf in Schlesien 15. Febr. 1820; Chr. Friedr. Peterswaldau, den 26. Febr. 1820. Nr. 37 der Hamburger Zeitung v. J. 1820.

[2]) Hennes a. a. O. S. 90 f.

[3]) Das. S. 124.

[4]) Wernigerode, d. 17. Juni 1800.

wordenen Uebertritts der Eltern zur römischen Kirche, sondern schon vorher habe man in Wernigerode den Plan gefaßt, daß Marieagnes in Wernigerode bleiben möge.[1]) In jenem Lebenslaufe heißt es nämlich: 'Als ihre (Marieagnesens) sie so sehr liebende Tante Katharine sie nach Wernigerode brachte, beschlossen unsere Eltern, dieses neue teure Kind bei sich zu behalten, bis die noch zwei Jahre hinausgeschobene Verbindung wirklich würde vollzogen werden, ein Entschluß, den ihr Vater selbst einsegnete, als er im Junius mit seiner Frau und seinen übrigen Kindern ebenfalls nach Wernigerode kam, indem er die geliebte Tochter noch einmal ihrem Verlobten und ihren künftigen Eltern und Geschwistern feierlich übergab. Sein volles Herz floß dabei über in Segnungen für das Brautpaar, sowie in den heißen Wunsch, daß es nur vor dem Herrn wandeln und die sie umgebenden ihnen darin vorgehen möchten.'[2])

Wir wissen die Zartheit zu würdigen, mit der die Gräfin Luise es hier vermeidet, die ihr natürlich wohl bekannten Vorgänge vollständig zu berichten. Wir sehen aber auch, wie mißlich solches Verschweigen ist. Wie konnten die Eltern des Bräutigams beschließen, die noch unmündige, noch nicht konfirmierte Braut vor der Vermählung zwei Jahre von ihren Eltern getrennt in ihrem Hause zu behalten! Es konnte dieses außerordentliche Verfahren doch nur durch Vereinbarung mit den Eltern der Jungfrau geschehen. Die Zustimmung der letzteren, zumal bei einer so zärtlich geliebten Tochter, war aber wieder nur aus der ganz außerordentlichen Lage der Dinge zu erklären. Jeder Zweifel wird aber ausgeschlossen, wenn wir mit Hülfe eines unmittelbaren urkundlichen Zeugnisses der Sache auf den Grund gehen. Nun liegt uns aber von Graf Christian Friedrichs Hand das an den Grafen Christian Friedrich schriftlich gerichtete Ansinnen aus Wernigerode, den 10. Juni 1800 vor, worin nur das tags zuvor mündlich zwischen ihnen Verhandelte wiederholt und ergänzt wird. Die Zuschrift an den persönlich auf dem Schlosse Anwesenden lautet:[3])

---

[1]) a. a. O. S. 124 f.

[2]) (Frau v. Schönberg) Christian Friedrich, Graf zu Stolberg u. s. f. S. 56.

[3]) In den Korrespondenzen aus dem 18.—19. Jahrh. im F. H. Arch. zu Wern. Nr. 800.

Lieber Bruder! Ich bitte um Erlaubniß über die gestern mündlich abgehandelte Materie noch etwas schrifftlich nachholen zu dürfen.

1. Dein Entschluß, die lutherische Religion mit der katholischen zu verwechseln, liegt ausser den Gränzen meiner Beurtheilung. Ich respektire, was geschehen ist.[1])

2. Von der Treue und Gewissenhaftigkeit, mit welcher Du zeither Deine Kinder in der Religion unterrichtet hast, ist zu erwarten, daß Du diesen Unterricht fernerhin in der Masse, jedoch mit Rücksicht auf die Glaubenslehren der katholischen Kirche, fortsetzen werdest.

3. Ein 2 Jahr lang auf diese Art fortgesetzter Unterricht sowol, als der tägliche Umgang mit Leuten Deiner nunmehrigen Religion und der wahrscheinliche Aufenthalt an einem durchaus katholischen Orte, gibt die größte Wahrscheinlichkeit. daß Deine Kinder sich zu keiner andern Religion als zu der katholischen bekennen werden.

4. Mariagnes war Ferdinands Verlobte, ehe dieser nur im geringsten von Deiner Religionsveränderung etwas ahnen konnte.

5. Ferdinand ist fest entschlossen, keine katholische Frau zu heirathen.

6. Ferdinand erhielt von dem Augenblicke an, da er sich mit Mariagnes, bei völliger Zustimmung seiner Eltern vor Gottes Allgegenwart verlobte, ein unumstößliches Recht auf ihren Besitz.

7. Ferdinand kann also verlangen, daß seine Verlobte von Stund an aus dem Hause gehe, in welchem sie zu einer Religion angeführt wird, die mit der Seinigen im Widerspruch steht.

Kannst Du, lieber Bruder! diese Sätze umstoßen, so streiche ich die Segel; kannst Du's nicht, so bitte ich Dich um Gottes Erbarmung in der letzten Todes Stunde willen, versündige Dich nicht an[2]) dem Jüngling, an der Jungfrau, stoße den Dolch, den Du in mein und meiner Frauen Herz gestoßen hast, nicht noch tiefer, habe Erbarmen mit dem Vater, der gestern früh noch mit inniger Dankbarkeit gegen Gott des

[1]) Ursprünglich hatte er geschrieben: ‚Ich lobe ihn nicht und tadle ihn nicht, weil ich die Ursachen, welche dich dazu bewogen, nicht weiß und nicht zu wissen verlange.‘

[2]) Ursprünglich folgte: an Deinem bis in den Tod gekränkten Bruder.

häuslichen Glücks erwähnte, das bisher noch auf keine Art gestört sey und nun — o Gott so schrecklich bedroht wird. Bedenke was Du thust, daß Du Deine Tochter und Deinen Eidam unglücklich machst. Ich beschwöre Dich bei dem Allmächtigen, der in das innere unserer Herzen siehet, bedenke, was Du thust! C. F.[1])

Nicht nur die Entschiedenheit, sondern auch die Wärme und Zartheit dieses Schriftstücks, das noch an demselben Tage in Reinschrift dem Grafen Friedrich Leopold behändigt wurde, muß aufs wohlthuendste berühren. So tief schmerzlich bis ins innerste Mark der Vater des Bräutigams von dem zuerst geheim gehaltenen Schritte des Vaters der Braut getroffen war, mit keinem Worte spricht er eine Verurteilung oder auch nur Beurteilung desselben aus. Und obwohl der fünfte Punkt mit Notwendigkeit die Folgerung enthält, daß wenn Marieagnes dem Glauben ihrer Kindheit entfremdet wird, von einem Ehebunde seines Sohnes mit ihr nicht die Rede sein kann, so fließt doch kein Wort aus seiner Feder, worin von einer Trennung von der ihm innigst teuer gewordenen gewünschten Schwiegertochter die Rede wäre: er nimmt nur das heilige Recht des Sohnes auf sie in Anspruch und beschwört den Vater feierlichst, sich nicht an der Tochter und ihrem Verlobten zu versündigen, sondern seine Tochter bei dem Glauben zu lassen, in welchem ihr Katechumenenunterricht bereits begonnen hatte.

Hätte Friedrich Leopold den Grundsatz: außerhalb der Kirche gibt es kein Heil im römisch-päpstlichen Sinne nur von der römisch-katholischen Kirche verstanden, so hätte er um seiner Tochter Seligkeit willen in die geforderte Abtretung derselben nicht willigen dürfen. Aber das wußte er besser und zog diese Konsequenz nicht. Er stellte doch den Christen höher als den römischen Katholiken. Seinem Freunde F. H. Jacobi erklärt er am 7. Dezember 1802, wie wir schon sahen, er sei Christ gewesen, ehe er (römisch-)katholisch wurde. Er hatte nicht lange vorher erst von den drei frommen Generationen in Wernigerode gesprochen, freute sich innigst der Verbindung mit diesem geliebten Hause und Orte, wußte, daß seiner Tochter im evangelisch-lutherischen Bekenntnisse der Weg zur Seligkeit recht gelehrt werde und hat nie etwas anderes geglaubt und behauptet; ihn hatte nur das

[1]) Exped. eod. C. F. ist vom Aussteller eigenhändig am Rande bemerkt.

Ueberhandnehmen des Abfalls und Unglaubens, der Einfluß bestimmter, besonders weiblicher Persönlichkeiten und die Eigenartigkeit seiner Dichternatur in den Schoß der römischen Kirche getrieben. [1])

So übergab er denn am 10. Juni 1800 seine älteste Tochter nochmals feierlichst ihren künftigen Eltern und Geschwistern und zur Unterweisung in der evangelischen Christenlehre, segnete sie aus vollem Herzen und wünschte, daß sie gleich ihrem zukünftigen Ehegenossen in dem Herrn wandeln und daß ihre neuen Eltern und Geschwister ihnen darin mit ihrem Beispiel vorangehen möchten. Dieser Wunsch ging aufs schönste in Erfüllung. Graf Ferdinand und Marieagnes führten eine von innen und außen gesegnete Ehe. Friedrich Leopold, seine Gemahlin und ihre Kinder standen mit dem Wernigeröder Kreise bis an ihr Ende im innigsten Verkehr. In ihrem Briefwechsel ist stets beiderseits von ihnen als von frommen Christen die Rede, die da ihren Trost suchen, wo er zu finden ist. [2]) Ein über das andere mal bitten die Gräfin Sophie und ihre Kinder und Schwiegerkinder Glieder des stolberg-wernigerödischen Hauses, für sie zu beten. Niemals kommt in diesem Briefwechsel etwas vor, was nicht im evangelisch-reformatorischen Sinne wäre. Des Dichters frommer Sohn Cajus schreibt in einem Briefe an die Gräfin Friederike zu Dohna geb. zu Stolberg-Wernigerode, er bitte Gott, ihr zu vergelten, was Er durch sie an ihm gethan habe. Er hoffe auch, Gott werde auch was er in seines Sohnes Namen vor ihn bringe, nicht unwirksam sein lassen. [3])

Nach seinem Uebertritt nahm St. nebst Familie Aufenthalt bei seinen neuen Freunden, der Fürstin Gallizin, Fürstenberg, Katerkamp, Overberg, den Gebrüdern Droste, die bereits bei

---

[1]) Besonders die mächtig auf ihren Gemahl einwirkende Gräfin Sophie that den Schritt des Aufgebens ihres Bekenntnisses nicht aus klarer Einsicht, sondern aus einem Gefühlsdrange. Als sie dem Pilosophen Jacobi von ihrem Uebertritt schreibt, sagt sie: ‚Wie könnte ich Ihnen die Gründe meiner Ueberzeugung vorzulegen auch nur versuchen, sie liegen tief im Innersten meines Herzens und nur zu lange habe ich ihnen, vielleicht aus Menschenfurcht, widerstanden.‘

[2]) z. B. Brinke, 13. Dez. 1821, Sondermühlen, 31. Dez. 1821, Sophie, die Witwe Graf Friedr. Leopolds an die Gräfin Friederike zu Dohna: ‚Ich weiß wohl, wo Ihr Trost suchet, und daß Ihr ihn findet.‘ Sie spricht von dem frommen Wandel, den Graf Christian Friedrich und seine Gemahlin Auguste Eleonore geführt.

[3]) Neudorf, den 16. Dezember 1820.

seiner Reise in Unteritalien und Sizilien seine Reisegefährten gewesen waren und lebte besonders im Verkehr mit dem katholischen Adel Westfalens. Im Sommer wohnte er auf einem von dem Erbdrosten ihm überlassenen Landhause Lütjenbeck in der Nähe von Münster. Oefter unternahm er auch Reisen, so 1806 nach Hamburg und Holstein, 1808 nach Wernigerode und Stolberg, 1812 nach Karlsruhe und der Oberlausitz, 1816 wieder nach Holstein. Da er, dem früher in großmütiger Weise Urlaub bewilligt war, für eine anstrengende amtliche Thätigkeit nicht geschaffen schien, seit 1800 uneingeschränkte Muße hatte, so benutzte er diese zu einer reichen schriftstellerischen Thätigkeit. Mit allem Eifer widmete er sich dem Studium der alten Klassiker, Homers, Pindars, des Aeschylos, Sophokles und Euripides, Herodot, Plato, Theokrit. Verschiedene übersetzte er ins Deutsche, daneben auch Ossians Gesänge nach Macpherson und zwei Schriften Augustins. Die größte unter Mithülfe anderer gefertigte Arbeit, die 1806 begonnene, 1818 in 15 Bänden nebst 2 Registerbänden vollendete „Geschichte der Religion Jesu" ist ein Zeugnis seiner frommen Gesinnung, wenn sie auch keinen Anspruch auf wissenschaftliche Bedeutung hat. Neben seinen 1815 erschienenen vaterländischen Gedichten ist noch sein ein Jahr nach seinem Ableben in Druck gegebenes und seitdem verschiedenemal aufgelegtes Büchlein von der Liebe besonders hervorzuheben. Sowie dieses mit einem „Schwanengesang" an die Oeffentlichkeit tretende Schriftchen echt evangelisch ist, so gilt dasselbe von den 1819/21 im Verlage von Perthes in Hamburg erschienenen Betrachtungen und Beherzigungen der Heiligen Schrift, die sich überall auf Bibelstellen gründen.

St., der erst die Greuel der „Westhunnen," dann den Treubruch der Rheinbündler mit angesehen hatte, erlebte noch die Erhebung Preußens und des deutschen Volks. Mit seinem wernigerödischen Bruder um die Wette sah er seine Söhne in den heiligen Kampf für die Befreiung des Vaterlands ziehen; einer derselben, Christian, fiel am 16. Juni 1815 bei Ligny.

Aber nicht nur die politische Neugestaltung des Vaterlands, auch die Wiederbelebung der evangelischen Kirche, sah er in ihren ersten Stufen vor seinem äußeren und inneren Auge vor sich gehen. Seit 1806, dem Jahre, in welchem der jüngere Urlsperger, der Begründer der Christentumsgesellschaft starb, begann Schleiermachers religiös-dogmatische Thätigkeit, durch welche allmählich dem öden Rationalismus ein Ende gemacht

und eine lebenswarme christocentrische Gottesgelahrtheit aufgerichtet wurde. Eine wohlthuende Probe darauf, wie sehr St. trotz seines Uebertritts zur römischen Kirche mit seinem warmen Interesse noch bei der Gemeinschaft stand, in der er geboren, erzogen und ein gläubiger Christ geworden war, ist seine lebendige Anteilnahme an dem seit den Freiheitskriegen innerhalb der evangelischen Kirche wieder erwachenden geistlichen Leben. Er hat es mit Freude begrüßt, daß ein Klaus Harms das Wort Gottes dem evangelischen Glauben gemäß als praktischer Geistlicher über Schleiermacher hinausgehend predigte. Und der evangelische Joh. Aug. Wilh. Neander, der seit 1813 in Berlin wirkte, war ganz ein Mann nach seinem Herzen. Sein greiser Freund Math. Claudius konnte im Einverständnis mit ihm schreiben: „Allerdings ist Neander ein Mann, wie er sein muß!“ [1]) Und als der alte Freund Claudius starb, wie hat er da dem schlichten redlichen Boten ein so schönes Denkmal gesetzt. Und wenn er sich in die Union, die er nur in ihren Anfängen kennen lernte, nicht finden konnte, so ging es ihm damit wie vielen treumeinenden Gliedern innerhalb der evangelischen Kirche.

Freilich, gerade weil die alten Freunde, die ihm näher standen, fortwährend den wahrhaft evangelischen Mann in ihm kannten, mußte die äußere Scheidewand, welche der Bekenntniswechsel zwischen ihm und ihnen aufgerichtet hatte, ihnen betrübend erscheinen. Diente er doch auch manchen, die durch seinen Schritt angeregt eine Anwandlung zum Uebertritt in sich fühlten, zum viel gesuchten Gewissensrat.

So lange die mächtige unmittelbare Bewegung und Erhebung der Freiheitskriege andauerte, traten die konfessionellen Fragen in den Hintergrund. Als dann aber nach hergestelltem Frieden die durch das Waffenspiel zurückgedrängten politischen, nationalen und kirchlichen Fragen mit größter Lebhaftigkeit erörtert wurden, da wurde auch Stolbergs Person und sein Uebertritt ein Gegenstand des lebhaftesten Gedankenaustauschs. Ihren Ausgangs- und Brennpunkt fand derselbe in dem von Dr. Paulus in das dritte Heft seines „Sophronizon“ aufgenommenen Aufsatze: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?“ von dem alten Hofrat Joh. Heinrich Voß, worin dieser in gehässiger liebloser Weise, jede Rücksicht auf die alte

[1]) Wandsbeck, den 12. September 1814. Hennes S. 185 f.

Freundschaft hintansetzend, weniger die gestellte Frage beantwortete, als eine vielfach schiefe und verkehrte Darstellung seines persönlichen Verhältnisses zu dem angefeindeten niederlegte. Als letzterer kurz vor seinem Ableben eine kurze Abfertigung der langen Schmähschrift des H. Hofrats Voß abfaßte, die sein Bruder Christian mit einem heftigen Schlußwort versah, ließ Voß eine „Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe" erscheinen, die zwar die Mängel seiner ersten Schrift verbessern sollte, aber ihren Zweck ebensowenig erreichte.

Der Streit, der sich an diese Schriften knüpfte, förderte wohl noch verschiedene auf Vossens Seite stehende Schriften zutage, selbst Katholiken traten für ihn ein; im großen und ganzen neigten sich die Redlichen entschieden dem auf häßliche Weise angefeindeten zu. Vossens Angriffe auf den alten Freund haben seinem eigenen guten Rufe sehr geschadet. Uebrigens muß dieser Schriftenwechsel durchaus im Zusammenhang mit den Bewegungen der Zeit betrachtet werden. Als Stolberg die kirchliche Gemeinschaft seiner Eltern und seines Hauses verließ, rief das zwar wegen der besonderen Umstände in höheren Kreisen eine augenblickliche Aufregung hervor, im allgemeinen ruhte aber damals mehr wie je der konfessionelle Streit zwischen Reformationsverwandten und römisch-katholischen. Das änderte sich, als mit der Besiegung Napoleons, teilweise mit Hilfe protestantischer Fürsten, die Macht des Papsttums wieder hergestellt wurde, mit ihm auch bald wieder der Jesuitenorden. Nun galt von kirchlich und politisch liberaler Seite die Befehdung Stolbergs als ein Kampf zwischen Licht und Finsternis, Freiheit und Knechtung.

Stolbergs Ende entsprach seinem christlichen Glauben und Leben von Jugend auf. Daß ihn ein Mann wie Voß, mit dem er lange Jahre in Freundschaft gelebt, noch im höheren Alter in unwürdiger Weise angriff, mußte ihm sehr nahe gehen; daß ihm dadurch das Ende gefügt worden sei, läßt sich nicht sagen. Von den fast überreich fließenden Nachrichten über sein Ende verdienen die des Arztes Dr. Theod. Richard in Osnabrück, der ihn in seiner letzten Krankheit behandelte, besondere Beachtung. Dieser Arzt, der für sich selbst aus des Kranken lebendigem Christentum einen tiefen Eindruck empfing, gedenkt wohl auch gelegentlich seiner Gebete zur Mutter Gottes, aber diese treten doch durchaus zurück gegen die an den einigen Mittler Jesus gerichteten Seufzer. Seiner gedachte er mit brennender Liebe und rief ihn oft an: ‚komm Jesu, komm

bald Jesu![1]) Seine Grabschrift, die den Kern seines Glaubens und seiner frohen Zuversicht enthielt, hatte er sich schon dreißig Jahre vor seinem Tode, also über die Zeit hinaus, in der konfessionelle Zweifel ihn bewegten, gewählt; es war das Wort: ‚Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn sandte‘.

Bei einer zu S. Kolumba in Köln bald nach seinem Ableben veranstalteten Todtenfeier stellt ihn der Pfarrkaplan Kerp mit dem Apostel Paulus zusammen, als einen Mann, der ‚bei diesem allgemeinen Verfall des Glaubens und der Sitten als ein auffallendes Beispiel der Religion und Tugend erscheinen und glänzen sollte.‘ Kerp geht dann auf seine frommen und gottesfürchtigen Eltern und seine vortreffliche Erziehung im väterlichen Hause ein, ‚wo der Grund zu allen jenen Tugenden gelegt wurde, die bis zum letzten Hauche seine schöne Seele schmückten‘.[2])

Es ist sehr wohl zu verstehen, daß Stolberg den Katholiken als ein außerordentliches Phänomen in ihrer Kirche vorkam, denn er verband das lebendige evangelische Christentum und die Christusinnigkeit mit dem dichterisch verklärt aufgefaßten kirchlich-römischen Wesen.

Ein nicht zu übersehender Vorteil des Stolbergschen Uebertritts war es, daß viele, aus ihrem religiösen Halbschlummer aufgeweckt, ihren geistlichen Besitzstand sorgfältiger prüften, sich auch des Wertes ihres evangelischen Bekenntnisses bewußt wurden, daß endlich viele den Unrat und Schaden des öden Rationalismus gewahr wurden, durch den man sich wichtige Heilsgüter hatte entreissen lassen.[3])

---

[1]) Vgl. auch die im J. 1820 zu Münster mit Aschendorffschen Schriften gedruckten Nachrichten über s. letzten Stunden. Darnach waren seine letzten Gebete und Bekenntnisse: Jesu, du Sohn Gottes, erbarme dich meiner; durch seine überschwengliche Barmherzigkeit ist mir erschienen der Aufgang aus der Höhe. Das. S. 36 und 38.

[2]) Gedruckt Köln 10. Februar 1820 das. S. 5 und 6.

[3]) Vgl. Herbst, J. H. Voß. II. 1, S. 241.

Druck von Lippert & Co., Naumburg a. S.

50 Pf. *81. (9) Römischer Angriff und evangelische Abwehr. Von Konf.-Rat. D. Leuschner. 15 Pf. 82/83. (10/11) Die jesuitische Dreieinigkeit. I. Von C. Zimmermann. 50 Pf. 84. (12) Studentenschaft und Evang. Bund. Von G. Rauter. 20 Pf.

VIII. Reihe (Heft 85—96). *85. (1) Festpredigt bei der VI. Generalversammlung in Speier über Hebr. 10, 32—39. Von Hofprediger W. Faber. Eröffnungsansprache des Grafen Wintzingerode-Bodenstein bei der VI. Generalversammlung. 30 Pf. 86. (2) Der Kampf unserer Zeit ein Kampf zwischen Glauben und Aberglauben. Vortrag von Prof. D. Witte. 25 Pf. 87. (3) Das deutsche Reich und die kirchliche Frage. Vortrag von Konsistorial-Rat D. Leuschner. 20 Pf. *88. (4) Der Stand der Heidenmission im Jahre 1892. Mündlicher Bericht, erstattet auf der sächsischen Provinzialsynode von D. Warneck. 10 Pf. 89. (5) Angriff und Abwehr. III. Von Dr. R. Weitbrecht. 20 Pf. 90. (6) Angriff und Abwehr. IV. Von Dr. R. Weitbrecht. 20 Pf. 91. (7) Ein betrügerischer Bankerott im Jahre 1761. Von Fridolin Hoffmann. 25 Pf. *92. (8) Warum ist Roms Macht im letzten Jahrhundert gewachsen? Von Pastor Wuttke. 20 Pf. *93. (9) Der rechte evangelische Arbeiter. Von Gymn.-Professor Gümbel. 15 Pf. 94. (10) Predigt bei der VII. Generalversammlung in Bochum über Matth. 10, 32—39. Von Pfarrer Hackenberg. 20 Pf. 95. (11) Eröffnungsrede des Herrn Grafen von Wintzingerode-Bodenstein bei der VII. Generalversammlung. 15 Pf. *96. (12) Die weltüberwindende Kraft des evangelischen Glaubens. Von Prof. Prediger Scholz. 25 Pf.

IX. Reihe (Heft 97—108). 97. (1) Generalbericht für das Jahr 1893/94. Erstattet bei der VII. Generalversammlung vom Schriftführer, Konsistorialrat D. Leuschner. 25 Pf. 98/99. (2/3) Zur Erinnerung an Gustav Adolf. Von Prof. Dr. J. O. Opel. 40 Pf. 100/101. (4/5) Gustav Adolf im Lichte der Geschichte. Von Dr. C. Fey. 50 Pf. *102/105. (6/9) Was giebt der evangelische Protestantismus den ihm zugehörigen Völkern vor den römisch-katholischen Völkern voraus. Vortrag von Lic. Fr. Hummel. 80 Pf. 106/107. (10/11) Anti-Duhr oder kurze Widerlegung der Duhrschen Jesuitenfabeln. 40 Pf. *108. (12) Der Einfluß der römischen Kurie auf die deutsche Gesetzgebung. (Mit besonderer Beziehung auf die „Umsturzvorlage".) Von Konf.-Rat D. Leuschner. 15 Pf.

X. Reihe (Heft 109—120). 109. (1) Die schwarze Maria zu Einsiedeln und die Mutter des Herrn nach der Schrift. Von Dr. H. Rocholl. 20 Pf. 110. (2) Protestantismus und Kirche. Vortrag von Prof. D. E. Chr. Achelis. 20 Pf. 111. (3) Festpredigt bei der VIII. Generalversammlung in der Marienkirche zu Zwickau von Diakonus Dr. Költzsch. Eröffnungsrede des Herrn Grafen von Wintzingerode-Bodenstein bei der VIII. Generalversammlung. Huldigungstelegramme und darauf ergangene Antworten. Kundgebungen. 20 Pf. 112/114. (4/6) Die gemeinsame Gefahr der evangelischen Kirche und der deutschen Nationalität in der Diaspora der deutschen Grenzmarken. Vortrag von Militäroberpfarrer Dr. Hermens. 50 Pf. 115/118. (7/10) Die internationale Seite der päpstlichen Politik und die Mittel der Abwehr. Vortrag von Prof. D. Fr. Nippold. 75 Pf. 119/120. (11/12) Die Ausbreitung des römisch-katholischen Ordenswesens durch die Frauenklöster in Württemberg 1864—1896 von Stadtpfarrer R. Kallee. 80 Pf.

XI. Reihe (Heft 121—132). 121/122. (1/2) Zur Evangelisation Brasiliens. Erinnerungen und Beobachtungen von Pastor * * *. 50 Pf. 123. (3) Bilder aus der Zeit der Gegenreformation. Von Dr. Christian Geyer. 20 Pf. 124. (4) Ueber die Aussprüche Jesu an Petrus. Von Professor D. Willibald Beyschlag. 20 Pf. 125. (5) Martin Luther der deutsche Christ. Von Pfarrer H. Kremers. 10 Pf. 126. (6) Zur Erinnerung an den 5. Oktober 1886. Schlußwort bei der Begrüßungsversammlung des Evangelischen Bundes in Darmstadt am 28. September 1896, gesprochen und mit einigen Erweiterungen versehen von D. Dr. Bärwinkel, Senior und Superintendent zu Erfurt. 20 Pf. *127. (7) Protestantismus und Volksschule. Vortrag von Professor D. Beyschlag. 25 Pf. 128. (8) Autorität und Gewissen. Vortrag von Stadtpfarrer Brecht, Gerabronn. 35 Pf. 129. (9) Festpredigt bei der 9. Generalversammlung in Darmstadt von Superintendent Meyer, Zwickau. 20 Pf. 130. (10) „Philipp der Großmütige von Hessen." Vortrag von Direktor D. Weiffenbach; 15 Pf. 131. (11) Festpredigt bei der Generalversammlung in Darmstadt von Pfarrer Dr. Gerbert, Saarburg i. L. 10 Pf. 132. (12) Evangelische Gesellenvereine. Vortrag von Redakteur Quandel, Bochum. 10 Pf.

XII. Reihe. (Heft 133—144). 133. (1) Eröffnungsansprache in Darmstadt von Konf.-Rat D. Leuschner, Ansprache am Lutherdenkmal in Worms von Pfarrer Hackenberg, Schlußwort in der Dreifaltigkeitskirche zu Worms von Konf.-Rat D. Leuschner, sämtlich gehalten auf der 9. Generalversammlung des Evangelischen Bundes. 20 Pf. 134/135. (2/3) Kurfürst August des Starken Uebertritt zur römischen Kirche. Von Hans Müller, Diakonus an St. Moritz in Zwickau. 50 Pf. *136. (4) Karfreitag und Fronleichnamsfest. 20 Pf. 137. (5) Eine Bittschrift evangelischer Böhmen an den Regensburger Reichstag. Nach ungedruckten Quellen herausg. von Otto Steinecke, Pastor zu Staritz. 25 Pf. 138. (6) „Das Prinzip des Fortschrittes", ist es der Katholicismus oder der Protestantismus? Von Pfarrer Drechsel, Augsburg. 20 Pf. 139. (7) Römische „Revanche". Eine Simultanisierungs-Geschichte aus der Zeit der Gegenreformation nach der Chronik des Herrn K. S. Kremer, weiland ev.-luth. Pfarrer zu Kirchen-Bollenbach (Nahe), dargestellt von Hermann Kremers, jetzigem ev. Pfarrer daselbst. 20 Pf. 140. (8) Eröffnungsrede bei der X. Generalversammlung des Evang. Bundes in Krefeld von Graf von Wintzingerode-Bodenstein. 15 Pf. 141. (9) Die Hemmungen des deutschen Protestantismus in der Wahrung seiner Interessen. Vortrag von Professor D. Nippold in Jena. 30 Pf. 142. (10) Die größte Gefahr für unser Volk: Der Ultramontanismus. Vortrag von Pfarrer Kremers, Kirchen-Bollenbach. 15 Pf. *143. (11) Der Evangelische Bund, ein Lebensband zwischen Süd und Nord. Vortrag von Christoph Filenscher, Pfarrer in Fürth i/B. 15 Pf. 144. (12) Die

NB. Die mit * versehenen Nummern sind vergriffen.

Bedeutung des Evangeliums und des Protestantismus für unser Staatsleben. Vortrag von Freiherr von Plettenberg-Mehrum. 15 Pf.

XIII. Reihe (Heft 145–156). 145. (1) Das Vordringen des Katholicismus in Ostpreußen. Von A. Szyrgens. 30 Pf. 146. (2) Was ist der Evangelische Bund, was will er sein und bleiben? Festpredigt bei der X. Generalversammlung in Krefeld von Pfarrer J. Schöttler in Barmen. 10 Pf. 147. (3) Das Evangelium auf dem Eichsfelde. Von Pfarrer Krumhaar in Tastungen. 20 Pf. 148. (4) Wie Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeitz katholisch und wieder evangelisch wurde von L. Nottrott. 30 Pf. 149. (5) Aktenstücke in Sachen Evangelischer Bund gegen von Bülow. 20 Pf. 150. (6) Savonarola von Prof. D. Witte. 20 Pf. 151/152. (7/8) Rom und die gemischten Ehen von Dr. J. L. Weibel. 50 Pf. 153. (9) Die „lebenden Bilder“ der Alberschweiler Fronleichnamsprozession vor Gericht von Pastor O. Schultze. 25 Pf. 154. (10) Luthers 95 Thesen von Pastor O. Schulze. 10 Pf. *155. (11) Eröffnungsrede bei der XI. Generalversammlung des Evangelischen Bundes zu Magdeburg von Graf von Wintzingerode-Bodenstein. 10 Pf. 156. (12) Die Sammlung der Evangelischen. Vortrag bei der XI. Generalversammlung des Evang. Bundes vom Superintendent Meyer, Zwickau. 20 Pf.

XIV. Reihe (Heft 157–168). *157. (1) Festpredigt bei der XI. Generalversammlung des Evangel. Bundes von Generalsuperintendent D. Döblin in Danzig — Die Stellung der ultramontanen Presse zu Kaiser und Reich. Vortrag bei der XI. Generalversammlung des Evangelischen Bundes von Rob. Herdieckerhoff, Pfarrer in Mülheim am Rhein. 15 Pf. 158. (2) Die Selbsthülfe des deutschen Protestantismus gegen Rom. Ansprache bei der XI. Generalversammlung des Evang. Bundes von Prediger Prof. D. Scholz, Berlin. — Schlußansprache bei der XI. Generalversammlung am 5. Oktober vom Reichstagsabgeordneten Prof. Dr. Hieber, Stuttgart. 15 Pf. 159. (3) Die römische Propaganda in unseren afrikanischen Kolonien. Von Pfarrer Gustav Müller. 25 Pf. — 160. (4) Fürst Bismarcks Stellung zum Christentum. Von Robert Falke. 25 Pf. — 161. (5) Die Pilgerfahrt zur Einweihung der Erlöserkirche in Jerusalem. Reisebericht und Betrachtungen von Superintendent D. Bärwinkel. 25 Pf. — *162. (6) Die evangelische Bewegung unter dem Klerus Frankreichs in der Gegenwart. Nach einem Vortrag, gehalten am 5. Februar 1899 im Evangelischen Bund zu Augsburg von Julius Orth, Inspektor am Kollegium St. Anna in Augsburg. 20 Pf. — 163. (7) Die evangelische Bewegung in Oesterreich. Von Superintendent Fr. Meyer, Zwickau i. Sa. 20 Pf. — 164 (8) Die Entwickelung des katholischen Ordenswesens in Schlesien in den letzten Jahrzehnten und die Lehre daraus. Von Pastor E. Gebhardt zu Oelse. 20 Pf. 165. (9) Los von Rom. Von Prof. Otto Pfleiderer in Berlin. 20 Pf. — 166. (10) Entweder — oder! Offener Brief an den Herrn Reichstagsabgeordneten Gröber. Von Pfarrer Eisele in Plüderhausen. 10 Pf. — 167. (11) Die Verschuldung des deutschen Protestantismus an der Oberherrschaft des Papsttums über das Deutsche Reich. Von Friedrich Nippold. 20 Pf. — 168. (12) Luther, der Reformator auch der Zukunft. Von Superintendent Fr. Meyer, Zwickau i. Sa. 20 Pf.

XV. Reihe (Heft 169—180). 169. (1) Zu Schutz und Trutz unserer protestantischen Litteratur. 20 Pf. 170. (2) Katholizismus und Protestantismus im Lichte der Kulturgeschichte. Von Prof. Otto Pfleiderer in Berlin. 20 Pf. 171. (3) Der Fall Schell. Skizze aus der römisch-katholischen Kirche zu Ende des 19. Jahrhunderts. Von Prof. E. Eberhard in Magdeburg. 20 Pf. 172. (4) Neue und alte Wege nach Rom. Vortrag von Lic. Oskar Kohlschmidt in Magdeburg. 20 Pf. 173/74. (5/6) Die evangelische Bewegung in Oesterreich. Von einem süddeutschen Pfarrer. 30 Pf. 175 (7) Der Protestantismus in Oesterreich von Superintendent Meyer, Zwickau i. S. 20 Pf. 176. (8) Wie ein römischer Priester 1871 in Magdeburg den Weg zur evangelischen Kirche fand. Von Konsistorialrat H. Nehmiz in Magdeburg. 20 Pf. 177/78. (9/10) Die politischen und religiösen Verhältnisse Spaniens. Von Pastor Raimund Gaebelein. 40 Pf. 179/80. (11/12) Der Klerus Italiens. Bilder aus dem Leben von Th. Trede. 40 Pf.

XVI. Reihe (Heft 181—192). 181/3. (1/3): Des Reichsfreiherrn v. Ickstatt Katholische Lobschrift auf den Protestantismus, neu herausgegeben von Dr. K. Walcker. 50 Pf. 184/85. (4/5) Der sächsische Adel und der Protestantismus. Von Prof. D. Nippold in Jena. 50 Pf. 186/87. (6/7) Anastasius Grün. Ein Zeitbild aus der österreichischen Dichtung von Paul Hermens. 50 Pf. 188. (8) Die Rechtfertigung durch den Glauben als Grundartikel der protestantischen Kultur. Vortrag von Prof. D. Dr. Jul. Kaftan in Berlin. 20 Pf. 189. (9) Der Protestantismus an der Jahrhundertwende. Vortrag von Pfarrer Däublin in Hohensachsen. 20 Pf. — 190 (10). Das Evangelium in Rußland. Von Dr. Joseph Girgensohn. 30 Pf. — 191 (11). Römisch-katholische und evangelische Lehre von der Kirche Vortrag von Professor D. Friedr. Loofs, Halle a. S. 20 Pf. 192. (12) Die römisch-katholische Propaganda in Schlesien. Eine Skizze von Pastor E. Gebhardt, Oelse. 20 Pf.

XVII. Reihe (Heft 193—204). 193. (1) Martin Luther im deutschen Lied. Von Lic. theol. Dr. phil. Kurt Warmuth, Dresden. 25 Pf. 194/95. (2/3). Wilhelm von Oranien. Von Dr. Ed. Jacobs, Wernigerode. 40 Pf. 196. (4) Naturwissenschaft und Gottesglaube. Ein apologetischer Streifzug gegen Häckels „Welträtsel“. Von Senior u. Superintendent D. Dr. Bärwinkel, Erfurt. 25 Pf. 197. (5) Die Rixdorfer Protestversammlungen und die evangelische Bewegung in Österreich. Vom Preßausschuß des Brandenburgischen Hauptvereins des Evangel. Bundes. Mit einem Vortrag von Pfarrer Lic. Bräunlich. 25 Pf. 198/99. (6/7) Die katholischen Mäßigkeitsbestrebungen von Pastor E. Gebhardt in Oelse. 45 Pf. 200. (8) Der Prozeß der römischen Kirche gegen Galileo Galilei von Pastor Nithack-Stahn, Görlitz. 20 Pf. 201/2. (9/10) Friedrich Leopold, Graf zu Stolberg. Von Dr. Ed. Jacobs, Wernigerode. 40 Pf.

NB. Die mit * versehenen Nummern sind vergriffen.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdruckerei), Naumburg a. S.